

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Extra et intra	307
Die Mignons. Von Erwin Liebinger	323
Literatur. Von Max Meiß	330
Moderne Sehnsucht. Von Jakob Fromer	335

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—, Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

Aecht **Patzenhofer** Biere
überall erhältlich überall erhältlich

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien, **Berlin W. 8,** Französischestr. 14
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung
zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.
Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bzw. Berlin-Börse.
Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.
Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Schranfellen
und Obligationen der Hall-, Hobbien-, Erz- und Geländastr. sowie
Hallen ohne Hörsemetze.
An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Leopold Leiserowitsch

**Der schwarze
Dekameron**

lautet der Titel einer inter-ross-ant. Neuerscheinung
des Verlages **Vita, Berlin-Ch.**, die durch zwei die-
ser Nummer beiliegende Prospekte unsere Lesern
bekanntgegeben wird.



Berlin, den 3. September 1910.

Extra et intra.

Tschosen.

Das wichtigste Ereigniß der Woche, die Annerzion des Kaiserreiches Korea an Japan, ist durch allerlei verspätete Hundsternsenfationen dem Blick entrückt worden; bleibt aber der Rede werth. Die aufgehende Sonne hat den stillen Morgen verschlungen; die rothe Sonnenscheibe, die sechzehn Strahlen an die Ränder des Flaggentuches sendet, leuchtet jetzt da, wo auf weißem Grund blaue und rothe Schnecken einander zärtlich umschlangen. Japan ist asiatische Festlandsgrößmacht geworden. Hat sein Gebiet um 218600 Quadratkilometer vergrößert; um einen Flächenraum, der viel breiter ist als der des Vereinigten Königreiches von Britanien und Irland. Ein ansehnlicher Bissen. Zwar hat Herr Taft, der jetzt Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ist, vor drei Jahren, als Staatssekretär des Kriegsamtes, in Tokio gesagt, jeder Verständige sei überzeugt, daß Fürst Ito und die japanische Regierung Korea nur reformiren und verjüngen, in ihrem gerechten Civilisatoren Sinn aber die Freiheit der Halbinsel nicht antasten wollen. Nachtsichgeschwäh eines braven Mannes. Der Politiker hatte nicht vergessen, daß der Präsident des japanischen Herrenhauses nach der Mobilmachung gegen Rußland die Sätze schrieb: „Uns ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, jetzt die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten die Helfershand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch befreien, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt

damit beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann. "Ein Duzendgedächtniß mußte sich erinnern, wie lange Japan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner Sprache Tschosen nennt. Auf alten und neuen Blättern lehrt's die Geschichte. Im Jahr 1392 wird, nach vierhundertjähriger Herrschaft, die Wang-Dynastie, der die Einung der Halbinselstaaten nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen Enkel bis gestern regierten, und Seoul, nah bei dem Hafen Tschimulpo, zur Hauptstadt erwählt. Zweihundert Jahre danach kommt's schon zum ersten Zusammenstoß mit Japan, vor dessen Suzerainetät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im siebenzehnten Jahrhundert muß das Königreich den Mandchu und, seit sie in China herrschen, der pekinger Regierung Tribut zahlen. 1654 scheitert eine holländische Yacht an der Küste der zu Korea gehörigen Insel Quelpart; die Besatzung wird Jahre lang in Südkorea festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet darüber der Jesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Jahrhundert, bald andere Sendlinge der Römekirche; können von diesem starren Boden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer Chinese, der für Rom Seelen werben will, gemordet wird, kommen, auf dem mandchurischen Landweg, aus Frankreich Missionare auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getödtet. Und die von französischen und amerikanischen Admiralen geleiteten Strafexpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xenophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinter hohen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer von Nippon durchlöchern, mit winzigem Werkzeug, die Mauern; erzwingen, im Vertrag von Kang-Hwa, eine Entschädigung für die einem japanischen Kriegsschiff von Koreanern angethane Unbill, die Anerkennung ihres Rechtes auf konsularische Vertretung und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo. Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Japan. Den Chinesen ist's ein Vasallenstaat, den Japanern (so sagen sie) ein unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind, heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald da-

nach die Japaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul verbrannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches der beiden Kaiserreiche soll die rebellischen Koreaner zur Ordnung bringen? Im Juni 1894 schickt China dreitausend Mann, Japan die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen schnell Kriegsschiffe. Am dreiundzwanzigsten Juli vernichten die Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage danach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Februar ist Japans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1895 unterzeichnet Li-Hung-Tschang in Schimonoseki den Präliminarvertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den Japanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liauhalbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letzten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe in die Straße von Tschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; bald finds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wird über Bord geschafft. Wer an Deck die geschäftige Hast sieht, muß glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach-Hotel wird Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Der Ostasientkrieg hat Chinas Wehrlosigkeit, Japans wilde Jugendkraft jedem Auge enthüllt; und um die Auslieferung der in Schimonoseki den Japanern zugesagten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und Frankreich sich verbündet. Herrscht Japan auf Liautung, leuchtet seine aufgehende Sonne von Vort Arthur über die Straße von Tschili, dann ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch ein Wahngewand. Deshalb fordern die drei Großmächte den Japanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Vort Arthur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfspreis, den werthvollsten, nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; braucht einen eisfreien Hafen, blüht lüstern nach Korea und kann seinen Willen mit wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatenrede: drum ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. Und rings-

um mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als herrsche am Golf von Tschili schon der Keussenzar. Am zehnten Mai, zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Schimonoseki, fällt im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stifft haben die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen.“ Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen. Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der Schlißaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder Nein? Die kleinen Japaner behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet; sie müssen nachgeben. Wie ein Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: Wir räumen Port Arthur, sobald China die fälligen dreißig Millionen Taels, als erste Rate, gezahlt hat. Das, denken sie, kanns in seiner Geldklemme nicht; und so gewinnen wir Zeit. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des Jahres 1895 weiß Japan, daß Liautung, trotz dem Warnerrath des weisen Li-Hung-Tschang, das Ziel moskowitischen Strebens ist und daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen Drang nicht zu binden vermögen. Welches Recht allein wirkt, haben sie erkannt, als der russische Admiral Makarow seinen Degen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petroawlowsk“, hat eine von den Japanern gelegte Seemine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Schimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Ruffenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Weißflusses nahen, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des

Herrn aller Reussen! Sechs Jahre und neun Monate nur. Vom April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Januartag des Jahres 1903 ließ General Stoeffel die weiße Flagge hissen.

War mit Liautung nicht auch schon Korea erobert? Noch nicht. Um die Halbinsel aus chinesischer Vormundschaft zu lösen, hatten die Japaner 1894 den Krieg begonnen; und vom Sohn des Himmels den Verzicht auf sein Lehnherrrecht erzwungen. Korea war unabhängig; und wurde heimlich von den Japanern regirt. Nicht heimlich genug. Im Siegerstolz hatten die sonst so nüchternen Leute von Nippon das Augenmaß für das jetzt schon Erreichbare verloren. Sie mordeten die Königin, die, als Feindin aller Reformen, den Insulanereinfluß zu dämmen versucht und die Entlassung des ihm günstigen Ministeriums durchgeföhrt hatte, und behandelten den verängsteten König als Staatsgefangenen. Diese Fehler nützten die Russenagenten mit schlauer Emsigkeit. Sie schürten in dem trüg untern Schneedenwappen hindämmernden Volk den Japanerhaß und riefen, als der Boden bereitet schien, ein Marinedetachement nach Schimulpo. Im Februar 1896 erfuhren wir, der König von Korea sei den Japanern entschlüpft und habe bei Rußlands Gesandten Obdach gefunden; zweihundert russische Seesoldaten stellten ihm nun die Leibwache. Bald danach, er habe zwei Minister als Hochverräther hinrichten lassen und wolle fortan nur dem Russenrath folgen. Am zwölften Oktober 1897 erhöht er Korea in den Rang der Kaiserreiche: um dem Erdrund zu zeigen, daß er keines Mächtigen Vasall mehr sei. In einem vom Fürsten Lobanow und vom Marschall Yamagata unterzeichneten Vertrag verpflichten Rußland und Japan sich, die Unabhängigkeit des Kaiserreiches zu achten, jede Einmischung in die Landesgeschäfte zu meiden und ihre Schutztruppen auf der Halbinsel niemals über die Präsenziffer von tausend Mann hinaus wachsen zu lassen; die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten werden genau abgegrenzt. Ungefähr um die Zeit des Bokerkrieges regten sich in Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In der Mandchurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Spekulanten ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den Festungswerken, der aus dem Boden gezauberten Wunderstadt Dalnij. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Geschäftsleute und Schwindler schnüffelten nach neuer Geldmachergelegenheit. Wenn man die Bahn bis in den Hafen von Fusan

führen könnte; mitten durch Korea! Da wäre Etwas zu holen. Und warum nicht? Eigentlich gehört die Halbinsel zur Mandschurei; wir hätten sie längst nehmen sollen. Waren nur wieder mal zu bescheiden. Keine Macht kann uns zwingen, am rechten Ufer des Yalu zu bleiben. Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, verbündet Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wird wieder das Ziel russischer Expansion. Im August 1903 ersucht Herr Kurino, Japans Botschafter in Petersburg, den Grafen Lamsdorff, die Anerkennung der Thatsache zu erwirken, daß Korea zur japanischen Einflußsphäre gehöre und nur Japan berechtigt sei, mit politischem Rath und militärischer That auf der Halbinsel zu interveniren. Erste Antwort: Admiral Allezjew (den das Gerücht mit den Geschäftsspekulationen in Verbindung bringt) wird zum Statthalter des Kaisers im Amurgebiet ernannt und die japanische Regierung aufgefordert, mit ihm zu verhandeln. Der Amurdiktator spricht laut: „Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen.“ Und Baron Rosen, der das Zarenreich in Tokio vertritt, kann sich mit dem japanischen Minister Baron Komura nun nicht einigen. Die Yalu-Gesellschaft erinnert sich einer Jahre lang unbenutzten Konzession, fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, an, die koreanischen Wälder flink abzuholzen, und ruft (zum Schutz ihrer Arbeiter?) Kosaken ins Land. Drei sibirische Regimenter, hört man, sind auf dem Marsch nach der Yalugrenze. Am elften Dezember erklärt sich Rußland zwar zur Anerkennung der japanischen Rechte auf Korea bereit; stellt aber die Bedingung, daß auf der Halbinsel eine neutrale Zone geschaffen werde. Nein. Die Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was sie seit dem schmachlichen Tag von Tschifu geleistet, getragen haben. Unter der gehäuften Last der neuen Steuern, deren Ertrag für Landheer und Flotte gebraucht wurde, hat sich in zwei Jahren das Leben in Tokio ums Fünffache vertheuert. Sollen all diese Opfer unbelohnt bleiben? „Diesmal findet uns der Feind aus Norden gerüstet; und gegen den Eingriff einer dritten Macht schützt uns das mit England geschlossene Bündniß. Wir dürfen nicht warten, bis Rußland eine Armee am Yalu hat. Unser Tag bricht an; unser Rothstift umzäunt jetzt den verbotenen Bezirk und wir werfen das Schwert auf den Rathstisch. Korea muß unser sein.“ Wirds aber noch nicht. Seit dem August 1904 steht seine Diplomatie und Finanzverwaltung unter japanischer Kontrolle; seit dem

Frieden von Portsmouth wird es von japanischen Einwanderern überschwemmt. Wahr! aber noch den Schein der Unabhängigkeit. Die ist vom Kaiser Mutsuhito feierlich anerkannt, von seinen Rätthen oft genug bestätigt worden. Auf den schwanken Grund solcher Worte baut der Hof von Söul seine Hoffnung. Zwar sind drei Viertel des Halbinselhandels in Japanerhänden und die wichtigsten Beamten saßt in den Interessentkreis der Eindringlinge gezogen; doch der ganze Hof denkt wie der Minister Hong-Tschan-Min: „Unsere Unabhängigkeit wird unter allen Umständen geachtet.“ Und das niemals in ernste Kraftanstrengung gewöhnte Volk sieht dem Machtstreit fast gleichgiltig zu. Die Japaner haßt es; nicht erst, seit sie mit Henkergrausamkeit im Land haufen: hat sie längst, wie jede chinesisch gefärbte Seele thut, ingrimmig gehaßt. Bisher aber nie mehr als kleine Putsche gewagt. Die Entthronung des Kaisers Yi-Höng (der Delegirte nach dem Haag geschickt und, da Fürst Ito ihm Vertragsbruch vorwarf, behauptet hatte, die Koreaner seien ohne seinen Auftrag im Konferenzpalast erschienen) und die Verpflichtung des ihm nachfolgenden Sohnes zu einer Vasallenrolle hat im Juli 1907 die Gemüther erregt und in Südkorea Straßenkämpfe bewirkt, in denen dreihundert Japaner fielen. Die Folge war ein Massengemetzel; ganze Dörfer wurden von dem unbarmherzigen Rächer zerstört und die Provinzen, von Kjongfang bis Fusan, in Kirchhofsruhe gezwungen. Keine Macht widersprach. Ito hatte früh erkannt, daß die Herrschaft über Korea erst völlig gesichert sein werde, wenn man mit Rußland, dem Nachbar in der Küstenprovinz, einig geworden sei. Das Abkommen, das er (im Einverständnis mit seinem Freund Yamagata und dem Grafen Junye) 1901 in Petersburg vorschlug, paßte den Bezobrazow und anderen Mineninteressenten nicht und wurde drum auch von Nikolai Alexandrowitsch abgelehnt. Jetzt erst, nach der Unterzeichnung des Schutz- und Trugsbündnisses mit Rußland, kann Japan auf der Halbinsel schalten, wie ihm beliebt. Drei Erdtheile freuen sich: denn während Japan das große Korea verspeist und verdaut, braucht es nicht nach Indochina, dem Philippinen-Archipel und dem Kap Londonderry zu schießen. Vom Oktober 1897 bis in den August 1910 war Korea ein Kaiserreich. Nun ist's die Japanerprovinz Tschosen. Und wie der Name, so soll auch das Volk, soll der nationale Geist dieses Landes verschwinden. Die Koreaner, heißt's in Tokio, sind als Volk nicht lebensfähig, durch ver-

nünftigen Rath nicht zu nützlichem Fortschritt zu bringen. Deshalb müssen sie ausgerodet oder in Sklavenhörigkeit gepfercht werden.

Japan braucht Korea. Zwar hat Herr Tsubutsu, Japans Erster Delegirter, 1907 im Haag bestritten, daß sein Vaterland auf Expansion angewiesen sei. „Wir haben noch ungeheure Flächen unbauten Bodens.“ Wann aber haben Japaner nicht jedes dem Nachbar gefährliche Trachten bestritten? Bis sie in Bereitschaft waren, haben sie stets die Rolle des Arglosen gemimt, der kein Wässerchen trüben will und kann. Jetzt sind sie bereit. In anderthalb Jahren sind, nach dem portsmouther Friedensschluß, 260 Banken und Industriegeellschaften mit einem Kapital von 250 Millionen Dollars gegründet worden. Die heißen Bethätigungsmöglichkeit. Aus Korea ist viel zu holen (Kohle, Eisen, Blei, Kupfer, Gold, viele Nährstoffarten); aber nur, wenn die Halbinsel ganz unterjocht und von dichten Mengen japanischer Arbeiter bevölkert ist. Zehn Millionen Menschen auf einem Flächenraum von 218600 Quadratkilometern: da ist für Einwanderer Platz. Und der Weg von Shimonoseki über die Tsushimastraße nach Fusan ist kurz und billig. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Aussicht locken, auf Korea den Herrn spielen und Männern, die vor dem Fall des Kaiserreiches zum Adel, zum Offiziercorps gehörten, die Gebieterfaust zeigen zu können? Japan wird aus diesem Land Etwas machen. Und heute nicht mehr (wie man vor fünf Jahren noch annehmen konnte) daran denken, den Chinesen Kwangtung zurückzugeben. Kontinentalmacht ersten Ranges: der Gedanke läßt auch den Hemm, der Proletariatschaar, das Herz höher schlagen. Die Kriege, in denen zuerst China, dann Rußland von Korea weggedrängt wurden, sind also doch nicht ohne Ertrag geblieben. Ob die Halbinsel dem Japanerreich einst zum Irland werden kann? Danach wird im Kaufsch lange erstrebten Glückes nicht gefragt. Doch Japan ist fortan kein Inselimperium; hat, wenn China erwacht oder Rußland erstartt, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte aus Britaniens Geschichte lernen, daß es nicht immer klug ist, im Ausdehnungsdrang auf den Vortheil insularer Lage zu verzichten.

„Wenn die Völker wüßten, mit wie geringem Verstandesaufwand ihre Welt regirt wird, würden sie staunen“: der Rückblick auf drei Lustren europäischer Politik ruft das Wort des dritten Papstes Julius ins Gedächtniß. Jahrzehnte mögen, Jahrhunderte gar verstreichen, ehe dem Schoß russischer oder chinesischer

Erde sich der Retter entbindet, der, wie das Mädchen von Orleans einst, den frechen Eroberer auf seine Insel zurückscheucht. Mit trüb umnebeltem Nimbus steht aber, heute schon, Europa vor dem Asiatenauge. 1895 wird Japan gehindert, seine Kriegsbeute heimzuholen; 1910 hat es Alles, was sein Herz (fürs Erste) begehrt, ist Briten, Russen, Franzosen verbündet und kann uns die Handelsbedingungen diktiren. 1897 schickt der Deutsche Kaiser seinen Bruder, 1910 seinen ältesten Sohn nach Ostasien; Heinrich soll, wenns nöthig wird, mit gepanzerter Faust für die heiligsten Güter der Christenheit gegen die gelbe Rasse fechten, Wilhelm mit artiger Rede in Tokio uns Freundschaft werben. Peccatur? Europa hat selbst sich die Geißel geflochten: und hofft nun, ungestriemt ihrem Schlag ausbiegen zu können. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgeregt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat, haben die Mächte sich gegen die „deutsche Gefahr“, nicht gegen die gelbe, verlobt. Darf Nippon, darf sogar das Osmanenreich heute nach willkürlicher Laune schalten. Tante Europa ist im Erdosten blamirt. Und der greise Senno, der Kotei des Japanerheeres, kann lachen.

Febris recurrens.

Kronprinz Wilhelm von Preußen ist zum Ehrenrektor der königsberger Albertus-Universität gewählt worden und hat in seiner Antrittsrede gesagt, was er von den Hochschullehrern erwarte. Sie sollen dem deutschen Volk den Weg weisen, auf dem es die ihm gebührende Weltstellung erreichen kann. Diese Stellung ist also, nach der Ueberzeugung des Mannes, der einst Deutscher Kaiser heißen soll, noch nicht erreicht; und den ans Ziel führenden Weg sollen Professoren uns zeigen. Denen damit ein politisches Amt, ein mit ihrem Lehrauftrag vereinbares, zugemuthet wird. Unter solcher Führung kämen wir gewiß nicht weit. Dem berühmten Professor Virchow hat Bismarck im Dezember 1863 zugerufen: „Die Politik ist keine exakte Wissenschaft. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fach vollkommen an; wenn er sich aber aus seinem Gebiet entfernt und unzüngst auf mein Feld übergeht, so muß ich ihm sagen, daß sein Urtheil über Politik

ziemlich leicht für mich wiegt.“ Ein Professor von aufrechtem Befeh-
 nermuth müßte die kronprinzliche Zumuthung abwehren; und laut
 antworten, daß schon zur Erkenntniß des politisch Nothwendigen
 und Möglichen ein Zeitaufwand gehört, den der nach Wissenschaft
 Strebende niemals ungestraft leisten kann. Die Rede des Ehrenref-
 tors mündete in den Satz: „Nicht damit allein ist uns gedient, die
 Schwächen und Mängel unseres Landes zu erkennen, denn diese
 Erkenntniß führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik;
 vielmehr sehnen wir uns nach der Betonung unseres deutsch-natio-
 nalen Volksthumes im Gegensatz zu internationalisirenden Bestre-
 bungen, die unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen dro-
 hen.“ Sehr gut gemeint; nur, leider, sehr unglücklich ausgedrückt.
 Wer einen höheren Rang erreichen will, muß zunächst seines We-
 sens Schwächen und Mängel, die ihn so lange hemmten, zu erkennen
 suchen; hat keine wichtigere Pflicht. Und daß Kritik unfruchtbar blei-
 ben müsse, dürfte in der Stadt Rants selbst ein Magnificentissimus
 nicht behaupten. Wird, nach zweiundzwanzigjähriger Regierung
 Wilhelms des Zweiten, das „deutsch-nationale Volksthum“ noch
 immer nicht stark genug „betont“ und sollte nutzlos die Luftmasse be-
 wegende Betonung nicht allgemach nützlicher Bewährung weichen?
 Der Kronprinz wünscht, daß der Deutsche deutsch bleibe. Mit ihm
 wird's Jeder wünschen, der deutsches Volksthum liebt. Daß diesem
 Volksthum aber „Verwischung“ drohe, dürfte der Nachbar nicht
 aus dem Munde des Deutschen Kronprinzen hören. Sie droht ihm
 auch nicht; solche Furcht stammt aus blinder Verdrossenheit. Der
 Ehrenrektor der Albertina weist den Professoren eine Aufgabe zu,
 die sie nicht bewältigen können und deren Annahme sie von der Lehr-
 pflicht, Wissenschaft zu verbreiten, abziehen müßte; er unterschätzt
 die fördernde Kraft kritischer Erkenntniß, warnt vor der Entschlei-
 erung nationaler Schwäche, enthüllt dann, mit fehlgreifender Hand,
 selbst die schlimmste aller Volksschwächen, eine, deren Offenbarung
 feindliche Hoffnung nähren kann, und klagt, als höchster Vertreter
 einer aus den Speichern aller Kulturvölker gespeisten Universitas,
 über „internationalisirende Bestrebungen“, ohne die gründliche
 Gelehrsamkeit heute doch undenkbar ist. Wars nöthig? Konnte der
 Hang ins Lehrhafte, Magistrale nicht in Einem, dem zu irgend-
 einer Leistung fürs Vaterland noch nicht die Gelegenheit ward,
 für ein Weilchen gehemmt werden? Als Wilhelms Sohn Fried-
 rich Wilhelm am zwanzigsten Juli 1862 im Ehrenkleid der Mag-

nifizienz vor den königsberger Professoren und Studenten stand, sprach er: „Auch ich habe eine Hochschule besucht und kenne den Geist, der in ihr lebt. Es ist eine große Aufgabe der Hochschulen, indem sie den Geist bilden und die Charakterfestigkeit fördern, daß sie Dies nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für den Staat leisten. Ich betrachte die überkommene Erbschaft als eine Aufforderung, Kunst und Wissenschaft zu schützen. Und ich gedenke der großen Namen, die mit der Geschichte dieser Hochschule verbunden sind, und vor Allem des Mannes, dessen Lehren weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes drangen und den ganzen Erdball erleuchteten.“ Der auf besondere Weise internationalisirenden Bestrebungen Immanuel's Kant, aus dessen „Kritik der reinen Vernunft“ zu lernen ist, daß ein vernünftiges Wesen, also auch ein Volk, seine Freiheit nur zu nützen vermag, wenn es die Grenzen seines Könnens, seine Schwächen und Mängel klar erkannt hat. So machte man's damals. Ehe wieder die Sucht aufkam, die Zukunft der Fürsten an Zufallsworte zu nageln und der reifen Volkheit, wie einem unartigen Kind, von der Höhe her mit der Ruthe zu drohen. Erkenne Dich selbst: auch im Hohenzollernbewußtsein müßte für den delphischen Rath Raum sein. Kronprinz Wilhelm war vor sieben Jahren noch Hochschüler. Ist er sicher, daß durch die Schuld des deutschen Volkes, nicht der Fürsten, Erreichbares unerreicht blieb? Von der Lippe Wilhelms des Ersten kam nie fränkende Magisterrüge. Von Friedrich Wilhelm dem Vierten stammt die aus dem Alerger über die bösen Unterthanen geborene Marginalnote: „Ungezogene Kinder die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“

Der selbe König hat im ersten Regierungsjahr zu seinem Christian Jostas von Bunsen gesagt: „Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung meiner Gedanken; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und erst als König erfahren habe.“ Ungefähr so mag Wilhelm der Zweite gedacht haben, als er die Rede seines Aeltesten las. Professoren als Weiser des Weges zu Deutschlands Größe? Ungenügende Betonung des deutschen Volksthumes? Schwächen und Mängel des Landes? Dem Vater kann, trotz dem schüchternen Kopirversuch, der Maiden-speech des Sohnes nicht gefallen haben. Und was er dann, am fünfundzwanzigsten Augusttag, in Königsberg, vor den Vertretern. Spreichers sprach, „lang in manchen

Sah wie eine Rektifizierung des jungen Ehrenrektors. Nur der König, hieß es da, ist „das auserwählte Instrument des Himmels“; nur er weiß den rechten Weg zu finden, der ans Ziel führen kann (und braucht drum nicht Hochschulehrerhilfe). Daß dieser Glaube nicht trügt, soll durch das Erleben und Handeln Wilhelms des Ersten bewiesen sein. Der hat freilich, als er am achtzehnten Oktober 1861 in Königsberg die Krone vom Altar hob und sich aufs greifende Haupt setzte, gesagt (und im Symbolon gezeigt), daß er sie von Gott allein habe. Hat vorher, als er, am achtzehnten Januar, die Fahnen und Standarten der neuen Regimenter ins Zeughaus geleitet hatte, zum Kriegsminister Albrecht von Roon gesprochen: „Nun mögen sie in der Kammer reden, was sie wollen!“ Und zehn Jahre danach im versailer Schloß zum Hofprediger Rogge: „Rühmen Sie mich nicht in Ihrer Rede, denn ich bin nur das Werkzeug in Gottes Hand gewesen.“ Hat er je aber gewähnt, vom Herrn des Himmels mit so besonders heller Weisheit erleuchtet zu sein, daß er anderes Menschenmeinen mißachten dürfe? Jemals sich eingebildet, zum Herrgott (nach Bismarcks Spottwort) in einem Geheimrathsverhältniß zu stehen? Seine Briefe an Roon und an Bismarck zeugen, überzeugen wider solchen Verdacht. Am achten Mai 1874, also noch auf der Höhe ruhmvollen Erlebens: „Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich zu hemmen, da auch der Fst. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich, trotz meiner Hinfälligkeit, noch zweimal dagegen schrieb und auf die fakultative Ehe hinwies. Vergeblich! Jetzt ist eine zweite Katastrophe beim Militärgesetz eingetreten. Auch in das Septennat fügte ich mich mit schwerem Herzen.“ Hundert Beispiele könnten erweisen, wie oft der bescheidene König nachgab, wenn „Fst. B. nicht wollte“. Instrument des Herrn? Im Sinn der paulinischen Sätze aus dem Brief an die Korinther: „Unter den Aposteln bin ich der geringste. Bin eigentlich, weil ich die Gemeine Gottes verfolgt habe, unwürdig, ein Apostel zu heißen. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; doch nicht ich that so, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Nie konnte dem ersten Kaiser aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit von einem unwölkten Willen der Wahn werden, mit der Krone göttliche Allweisheit erhalten zu haben, die den Gefrönten hoch über den Troß gemeiner Sterblichen hebt. Niemals. Er hatte die

Urkunde seiner Abdankung geschrieben, als Bismarck, am zweiundzwanzigsten September 1862, sich bereit erklärte, für ihn zu fechten. Wollte in Demuth auf den frankfurter Fürstentag gehen, 1864, 66, 70 den Krieg vermeiden, nach Königgratz Oesterreich, Sachsen und Bayern Gebietsheile abnehmen; und schrieb in Nikolsburg an den Rand einer Immediateingabe: „Da mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da er sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“ So konnte starker Glaube an den überfinnlichen Ursprung des Königsberufes nicht sprechen. Wilhelm war 1848 von der Pfaueninsel aus vermurmt nach England geflohen, weil er im Wuthgeheul der Berliner sich des Lebens nicht sicher fühlte. Daß er, nach des Bruders traurigem Zusammenbruch, in den Anfängen seiner Regierung nicht eingeschüchtert scheinen, sondern den nach schneller Machtmehrung lüfternen Bezirksphilistern die Stirn bieten und sich zur altpreußischen Staatsrechtslehre bekennen wollte, ist Psychologen begreiflich. Sehr fern aber blieb er dem „mystischen Unsinn früherer Tage“; und spräche, bei aller Verschiedenheit des Wesens und der Geistesbildung, wie Friß wohl, sein größter Ahn: „Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wie der Herrgott in der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen. Seine Hauptpflicht bleibt, taugliche Geschäftsleiter zu wählen.“ War Frißens Erbe, durch dessen schwelgende Lässigkeit Preußens Schande erst möglich wurde, etwa auch ein Instrument des Herrn? War Friedrich Wilhelm der Dritte? Der Kaiser nennt ihn nicht. Preißt nur „den alten eisernen Nord“ und die Königin Luise, „diesen Engel in Menschengestalt, die Einzige, die nie einen Augenblick an der Zukunft des Vaterlandes gezweifelt hat.“ General Nord hat, um den König, dessen schwache Seele jeden Widerstand gegen Bonapartes Genie für fruchtlos hielt, zum Befreiungskampf zu zwingen, den Fahneid gebrochen, der ihn an den Befehl des französischen Marschalls Macdonald band, und ist von Friedrich Wilhelm, der die Konvention von Sauroggen nicht anerkannte,

deshalb mit dem Verlust des Kommandos bestraft worden. Luise war kein „Engel in Menschengestalt“; war (im letzten Juliheft wurde es hier gesagt) „zu geschickt, ihrer suggestiven Kraft zu bewußt, zu willig zur List, als daß ihr in den Acta Sanctorum ein Platz gebührte; aber ein muthiges Herz und ein politisches Hirn in schöner, inneren Wesensglanz widerstrahlender Hülle“. Auch nicht, in den Tagen Steins und Yorks, Scharnhorsts und Gneisenaus, die Einzige, die nicht an der Zukunft des Vaterlandes zweifelte. Allzu oft völlig hoffnungslos. „Wem wird Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir Alle zerstreut sein? Ich kann den Lauf der Dinge nicht ändern; ich sehe, daß Preußen vernichtet oder doch wenigstens beherrscht sein wird. Versprechen Sie mir nur, lieber Vater, daß Sie mich abholen kommen, wenn man uns aus unserem Lande verjagt!“ An die russische Kaiserin: „Oft, ich gestehe es Ihnen, bin ich in einem beklagenswerthen Zustand und die Zukunft scheint mir ohne Zukunft für uns zu sein. Verzeihen Sie einer unglücklichen Königin, die deutlich vorausieht, daß sie bald (durch die unglückliche Politik von Freund und Feind) allein auf ihren inneren Werth beschränkt sein wird. . . Von Napoleon habe ich nur die Vertreibung meiner Nachkommen zu erwarten.“ An Frau von Berg: „Ich hoffe nichts mehr. Dies schwöre ich Ihnen.“ Unvergesslich ist auch, daß der Groll Luizens, die Alexander Pawlowitsch, den Abgott ihrer Seele, wiedersehen und Steins Widerspruch gegen die Prunksfahrt nach Petersburg entfräften wollte, an der ungnädigen Verabschiedung des einzigen starken Staatsmannes, den Preußen hatte, mitschuldig war. Der Enkel sieht die Ahnfrau in einer Glorie, die ihr nicht ziemt. Meint sogar, im Gegensatz zu Stein und Ancillon, daß sie ihre Kinder, von denen doch nur eins recht gediehen ist, in vorbildlicher Weise erziehen ließ. Und winkt drum die deutschen Frauen ins Haus zurück. „Die Hauptaufgabe der deutschen Frau liegt nicht auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungswesens, nicht in dem Erreichen von vermeintlichen Rechten, in denen sie es den Männern gleichthun können, sondern in der stillen Arbeit im Haus und in der Familie. Das sollen unsere Frauen von der Königin Luise lernen.“ Von einer Frau, die sich ungestüm ins Staatsgeschäft gedrängt und, nach des Urentfels zärtlich irrendem Glauben, Preußens Befreiung vom Korsettjoch vorbereitet hat. Die also, wie vor und nach ihr nie Eine auf dem Zollernthrone, eine politisirende Dame war. Stille Arbeit in Haus und Familie! Gehen die

Mädchen, die Frauen etwa zu ihrem Vergnügen in die Fabrik, an die Näh- und Schreibmaschine, in entweibende Fron jeglicher Art? Siethuns, weil sie müssen; Hunderttausende, weil sie, oft nicht für sich allein, Brot brauchen; und heischen vom Staat nur die für den ihnen von der Staatsordnung aufgedrungenen Wettbewerb mit den Männern unentbehrlichen Rechte. Von der Staatsordnung: die Kulturform unseres Industrialismus und der Weltmarkterfolg unserer Wirthschaft wären ohne die billige Frauenarbeit nicht möglich geworden. Und der König und Kaiser, der sich „als Instrument des Herrn betrachtet“, ruft sie ins Haus zurück. Wo sie bei elend bezahlter Heimarbeit schwitzen oder verhungern müßten.

Genug. „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte reden“: schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte 1846 an Thile. Bald danach an Bunsen: „Niemand versteht mich, Niemand begreift mich!“ Und selbst dieser Ergebenste schrieb neben die unkönigliche Klage des Königs: „Wenn man ihn verstünde, wie könnte man ihn begreifen?“ Auch Luifens unseliger Erstling hat in Königsbergeinst eine weithin tönende Rede gehalten. „Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem Willen Gottes macht. Gott wolle unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einiges, edelstes ist, keinem anderen Kost unterworfen ist als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“ Hat in Königsberg erklärt, er wolle, wie sein Vater, „von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretungen sich fern halten.“ Die Folge dieser Rede, die, nach Treitschkes treffendem Wort, zwar sagte, was er nicht wolle, aber im Dunkel ließ, was er beabsichtige, war ein häßlicher Preshader. So wars auch gestern wieder. Zum zweiten Mal entsteht im Sinn des Hörers, in der Zeitspanne einer Woche zum zweiten Mal, die unfrohe Frage: Mußte es sein? Was 1840 schädlich war, könnte 1910 verhängnißvoll werden. Friedrich Wilhelm sprach vor dem Aufruf „An meine lieben Berliner“, der, „geschrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März 1848“, die Todesurkunde des preußischen Absolutismus wurde. Am siebenzehnten November 1908 hat Wilhelm der Zweite, von Gottes Gnade König und Kaiser, sich vor dem Willen der Nation gebeugt; vor allem Volk laut gesagt: Der Tadel, den der von mir er-

nannte Kanzler mir aussprach, war gerecht und ich muß anders werden. Der Muth zu so schwerem Entschluß ehrt ihn; Erinnerung muß ihn aber hindern, noch zu reden wie vor diesem Schicksalstag. Er will's nicht. Hat erst vor ein paar Wochen gesagt: „Ich will ein konstitutioneller Monarch sein und bleiben.“ Und auf der Marienburg, vier Tage nach der königsberger Fanzare schon, den Kämpfern für den Glauben an eine besondere, nur Gefrönten vorbehaltene Gnadenweihe mit erfreulicher Schnelle Chamade geschlagen. Aber auch in dem Bericht über diese Korrigendenrede findet der bange Blick Sätze, die er lieber nicht sähe. „Deutschtum und Christenthum sind von einander untrennbar.“ Standen vor Wilhelms Augen nicht oft schon Christen, die nicht Deutsche, oft auch Deutsche, die nicht Christen sind? War Franz von Assisi kein Christ, waren Fritz von Preußen und Goethe nicht Deutsche? „Die Stämme und die Berufsgenossenschaften sollen ihre Hände ineinanderschlagen zu gemeinsamer Arbeit; der Landwirth schlage in die Hand des Kaufmanns ein und Dieser in die Hand des Industriellen.“ Der Ausruf erinnert an den einst gehörten: „Völker Europas, wahr! Eure heiligsten Güter!“ Sie sollten sich gegen die gelbe Rasse verbünden: und haben mit Japan und China Schutzbündnisse geschlossen. Auch die Landwirthe, Industriellen, Kaufleute werden den Versuch einer Umarmung im Sonnenäther nicht machen. Der Kanzler, dem jeder Unbefangene in diesem Fall anständiges und verständiges Handeln bescheinigen muß, hat Recht: die königsberger Rede ist mit dem Wortlaut der Verfassung durchaus vereinbar. Doch er täuscht sich selbst und täuscht den Kaiser gewiß nicht über die Wirkung solcher Reden. Sie war (wer im Volk lebt, weiß es) noch ärger als die der Highcliffgespräche. Ein ansteckendes Rückfallfieber fladerte auf. Am Leib der Volkheit war eine noch reizbare Stelle berührt; und die rasch erhöhte Temperatur hitzte in Uebertreibung. Das ist vorbei. Muß vorbei sein. Neuen Hader zwischen der Nation und dem Kaiser könnte das Reich nicht vertragen. Deutschlands Volk denkt, wenn es den Kaiser sieht oder das Horn seines Automobilieners hört, nicht an ein Instrument des Herrn; denkt an einen Menschen, der aus seinem gleichem Stoff gezeugt ward. Den es gern als den im Lande Tüchtigsten priefe. Dessen Wort knapp und stets nur das Echo königlicher That sein müßte. Und der die Menschenschwachheit nie Spötterblicken entblößen darf.

Die Mignons.

Wunderliche Gebilde entsteigen mitunter dem brodelnden Hergenkessel, der das überschäumende Leben des französischen Volkes birgt.

Nirgends findet man eine ähnliche Fülle sittengeschichtlicher Kuriosa, Orgien eines Gilles de Rais, Hirschparkidyllen des fünfzehnten Ludwig, erotische Exzesse eines Marquis de Sade, pervers-makabre „bals des victimes“ nach der Schreckenszeit bis zu den Schwarzen Messen, die vor wenigen Jahren noch in Paris im Palais Adelsward zelebriert wurden. Legion sind solche Symptome einer Ueberkultur im Lande des Heiligen Ludwig. Sie tauchen eben so unter dem Absolutismus wie während der späteren Osklofratie auf. Die Sammlung hätte eine Lücke, wäre in ihr nicht das Laster Elagabals vertreten, das, wie unter dem balspässigen Kaiserjüngling, so auch am Hofe des letzten Valois in Mode kam.

Heinrich der Dritte war ein Urning. An ihm wie an seinen Brüdern rächten sich die Sünden des Großvaters. Franz der Erste litt an Lues und hatte sich früh im tollen Leben verausgabt. Schwächlich und strophulös kamen seine Enkel ans Licht. Als Schattenkönige siechten die beiden ersten kinderlos dem Grab entgegen. Zäher war der Organismus des dritten beschaffen. Aber die unselige Vererbung hatte sich bei Heinrich in anderer Weise geäußert: in ihm wohnte ein naturwidriger Sexualtrieb, der sich bald in den bizarrsten Auswüchsen bethätigte. Dazu hat die Sittenlosigkeit der Gesellschaft, in der dieser Anormale lebte, das Ihre beigetragen. Es gehört zu den Paradoxen der Geschichte, daß die älteste Tochter der Kirche (diesen Titel trug Frankreich bis zur Aera Combes ja mit Stolz) gerade damals sich am Tollsten geberdete, als die Fromme ihren Glaubenseifer durch Vergiftung von Hekatomben Reherblutes zu beweisen suchte.

Kirchliche Devotion vertrug sich sehr gut mit dem schrankenlosen Trachten, „sich auszuleben“. Am Hof der Mutter, wo Heinrich aufwuchs, waren Zucht und Scham unbekannt. Die berückigte Schaar der Hoffräulein, von der sich die Medizäerin nie trennte, bestand aus Buhlmädchen, die von der Herrin zu Liebediensten für die zu Gast weilenden Großen befohlen wurden. Wo sollte in solcher Umgebung der Heranreisende die zur Bezähmung seiner perversen Leidenschaften nöthige Selbstbeherrschung lernen?

Ueber Heinrichs Jugend ist wenig bekannt. Als Prinz soll er höchst eigenhändig mitgeholfen haben, einigen aus dem Schlaf ge-

schredten Hugonotten in der Gräuelnacht des Heiligen Bartholomäus den Garaus zu machen. Diese Ruhmesthat wurde aus politischen Gründen später freilich vom Hof geleugnet. Als der zum König Polens Gewählte in Krafau eingezogen war, verblüßten dort bereits sein effeminirtes Wesen und seine merkwürdigen, im fernen Osten damals noch unbekanntten Sitten.

Die fluchtartige Abreise des kaum Erschienenen bei der Kunde vom Tode seines Bruders, Karls des Neunten, hat den biederen Polen weitere Ueberraschungen erspart. Als Ersatz für die eingepackten Kronjuwelen ließ der Scheidende die Jesuiten im Lande zurück, die er aus Frankreich mitgebracht hatte.

Statt den Wirren in seiner Heimath durch eine rasche Rückkehr ein Ende zu machen, wählte Heinrich den Umweg über Italien und ließ sich Monate lang in Venedig überschwänglich feiern. Hier veränderte er die Zeit in sinnlichen Ausschweifungen, die ihm den letzten Rest gesunden Empfindens raubten. Als junger Greis kam der neue Herrscher endlich in sein Vaterland zurück. Alluren und Aussehen des Heimkehrenden waren merkwürdig verändert. Er trug Ohrgehänge, Perlenhalsbänder und Frauenfragen, liebte Parfums und Schoßhündchen. Seine Lebensweise ähnelte der einer italienischen Schönen des sechzehnten Jahrhunderts. Gehen und Reiten schien Heinrich verlernt zu haben. Nur in verhängler Sänfte reiste er. Licht und Luft scheuend, verbrachte der Dreiundzwanzigjährige seine Tage auf Ruhebetten. Manchmal ließ er sich ans Ufer der Saone tragen, wo eine Prunkgondel seiner wartete. In ihr verträumte der Verzärtelte, auf weiche Kissen gebettet, hinter Vorhängen die Stunden in Erinnerung an die mythisch süßen Liebesfahrten auf dem Canal Grande, bei denen er selbst einst die Rolle der Dame gemimt hatte. Das Einzige, was den König interessirte, waren die Späße der Possenreißer und Aufzüge tragikomischer Art. In einem dieser Aufzüge erschien er in einer mit Totenköpfen besäten Gewandung. Damit wollte der Entartete in eben so gruseliger wie galanter Weise das Andenken der Prinzessin Condé ehren, für deren Ritter er sich einst ausgegeben hatte und deren Bild er stets im Medaillon um den Hals trug. Es ist ja typisch für das Gebahren der Konträrsexualen, daß sie mit Neigungen zu Frauen, die ihnen nicht erreichbar sind, kokettiren. An Beispielen solcher Prahlerei hat es nie gefehlt.

Ein halbes Jahr nach seiner Heimkehr heirathet Heinrich auf Drängen der Mutter das Fräulein de Vandremont, Louise von Lothringen. Vergeblich erwartete man aus dieser Verbindung einen Thronerben. Troßdem der König aus der Kirche von Chartres

zwei der dortigen Mutter Gottes gehörige Hemden für sich und seine Gattin mitgenommen hatte, bei deren Anlegung das Paar den Segen des Himmels erhoffte, blieb die erwünschte Wunderwirkung aus.

Die Konventlenzehe, die von der Staatsraison diktiert war, hatte auf die Lebensweise des Perverts keinen Einfluß. Sancy schreibt damals über ihn: „La corruption du temps estant telle que les farceurs, bouffons, putains et mignons avoyent tout le crédit auprès du Roy.“ Und nun begann die Periode, die unter dem Namen „règne des mignons“ bekannt ist.

Der Kosenamen Mignon, der zur Zeit des letzten Valois ein vielbegehrter Ehrentitel bei Hofe war, ist auf die ihn Tragenden nicht wörtlich anwendbar. Die Mignons waren nicht etwa niedliche Püppchen, wie diese Bezeichnung auszudrücken scheint. Unter ihnen waren die besten Jegen Frankreichs; Männer, die für den König Blut und Leben gelassen haben. Heinrichs unmännliche Natur bedurfte, gleich der eines echten Weibes, Ergänzung durch virile Kraft. In dem Verlangen nach Schutz war seine Hinneigung zum starken Mann eben so begründet wie in erotischen Gefühlen. Durch die unnatürliche Liebe zum gleichen Geschlecht, die gerade in Frankreich, dem Lande des überschwänglichen Frauentkultus, besonderes Aergerniß erregte, verlor der Monarch das einem Staatsoberhaupt unentbehrliche Prestige. „Henry, par la grâce de sa mère inutile Roy de France et de Pologne imaginaire“: so nannte man ihn spottend. Der allgemeine Haß gegen die Mignonswirthschaft äußerte sich auf tragische Weise. Ihm fielen drei Lieblinge des Königs zuerst zum Opfer. Schomberg, Quelus und der schöne Maurignon wurden von Anhängern der Guises niedergemetzelt. Heinrich verheißt den Chirurgen hunderttausend Francs, wenn sie den schwer verwundeten Quelus retten, und diesem selbst die gleiche Summe in écus,*) „pour luy faire avoir bô courage de guérir“. Aber trotz den schönen Verheißungen stirbt der Günstling. Der trostlose König küßt die drei Leichname, befiehlt, ihre blonden Locken abzuschneiden, um sie sich rahmen zu lassen, und nimmt dem todtten Quelus eigenhändig die Ohrgehänge ab, die er ihm früher angelegt hatte.

Einige Monate später lassen die Guises einen anderen Mignon Heinrichs, den schönen und reichen Saint-Mesquin, in der Rue du Louvre niedermachen: aus Rache dafür, daß der eitle Fant

*) Ein écu hatte zur Zeit Heinrichs des Dritten einen Werth von fünf bis sechs Livres.

mit seinen Erfolgen bei der Herzogin von Guise und seinen großen Aufwendungen für diese Dame geprahlt hatte. Auch Bussi d'Amboise, ein Mignon des Herzogs von Alençon,*) fiel später durch Mörderhand. Zu der Abneigung gegen das vom Hofe adoptirte, nun gesellschaftsfähige Laster kam auch die allgemeine Empörung über die schamlose Art, wie die Mignons die königliche Kasse ausplünderten. Heinrich war zwar sehr phantasiereich in der Erfindung neuer, absonderlicher Steuern; aber sie wurden niemals gezahlt: und so blieben die Einkünfte stets gering. Das Wenige war gewöhnlich schon verausgabt, bevor es einging. Oft fehlte das Nöthigste für die königliche Tafel.

Heinrich war die verkörperte Illustration zu dem Ausspruch Rabelais': „Un noble prince n'a jamais un sou.“ Dabei konnte der Gute seinen Mignons nichts versagen. Er begann damit, jene ominösen „Acquits au comptant“ unter die Nimmerfatten zu vertheilen, die sein Schatzmeister ohne Einwand auszuzahlen hatte (ein Verfahren, das später, unter Ludwig dem Fünfzehnten, ins Ungemessene ging).

Phantastisch sind die Summen, die für Joyeuse und Eperton verausgabt wurden. Diese zwei berühmtesten Mignons waren, tapfer und einflußreich durch ihre Familienverbindungen, die Stützen des Thrones. Heinrich hoffte sogar, statt des Herzogs von Guise Joyeuse an die Spitze der Ligue zu bringen, und sandte ihn deshalb (allerdings erfolglos) nach Rom. Die Grafschaft Joyeuse erhob er zum Herzogthum. Seine Schwägerin, Margarete von Lothringen, gab er dem Unentbehrlichen zur Frau. Die Hochzeit wurde mit nie gesehener Pracht gefeiert, über die die Chronisten nicht genug zu berichten wissen. Zwölfhunderttausend Ecuß sollen dafür verausgabt worden sein. Auf die Vorstellungen, die ihm wegen dieser großen Aufwendung gemacht wurden, antwortete der König: „Qu'il seroit sage et bon mesnager après qu'il auroit marié ses trois enfants (par lesquels il entendoit D'Arques, La Valette et D'O, les trois mignons).“ Man sieht daraus die Kostspieligkeit seiner vielseitigen Neigungen.

*) Alençon, der jüngere Bruder Heinrichs und präsumtive Thronerbe, war auch anormal veranlagt und hielt sich Mignons. Er starb fünf Jahre vor dem König. Sein Mignon Bussi d'Amboise war zugleich der Geliebte seiner Schwester, Margaretens von Valois. Die dem König von Navarra (der später Heinrich der Vierte hieß) angebrachte Margarete, deren zahlreiche Abenteuer viel besprochen wurden, hat das Treiben ihrer beiden jüngeren Brüder (Heinrichs und Alençons) scharf gegeißelt. Sie hinterließ präziös geschriebene Memoiren.

Joyeuse starb sechs Jahre nach seiner Vermählung in der Schlacht von Courtras den Heldentod für die Sache seines Protectors. Sein Rivale in der Gunst Heinrichs, Epernon, ein Abkömmling des Gasconers Nogaret, der einst Bonifaz den Achten gehorfeigt hatte, lebte in stetem Hader mit Joyeuse. Die Eifersucht der Beiden machte dem König viel Sorge. Später verheiratete er auch diesen Liebling. Doch bei den geschmälerten Mitteln gestaltete sich diese Feier weniger prunkreich. Der von Heinrich immer „mein ältester Sohn“ Genannte erhielt von Heinrich vierhunderttausend écus, die Braut, eine Komtesse de Candales, ein Perlenhalsband im Werth von hunderttausend Francs. Auf dem Ballfest nach der Vermählung tanzte der König selbst, zum Befremden der Anwesenden, und trug dabei einen aus kleinen Totenköpfen bestehenden Rosenkranz um den Gürtel.

Seine Sonderbarkeiten häuften sich immer mehr. Mit Larven vor den Augen (der aus Italien importirten damaligen Frauenfütze) zog er mit seinen Mignons durch die Straßen von Paris, drang in die Häuser ein und nahm die ihm gefallenden Schoßhündchen daraus weg. Auch ersand Heinrich die „Dandy“-Mode, seine Promenaden nur mit einem Fangball (bilboquet) in der Hand, mit dem er fortwährend spielte, zu machen. Epernon und die übrigen Höflinge sah man natürlich bald auch nie mehr ohne dieses kindliche Spielzeug. Viel Aergerniß erregten die maskirten Umzüge der Mignons während des Karnevals, an denen sich der König nie anders als in Weibertracht betheiligte.

Die Anlegung von Kleidern des anderen Geschlechtes schien der Verberse auch bei Frauen zu lieben. Schon bei einem Bankett, das er zu Ehren der Eroberer von La Charité gab, mußten Hofdamen in grüner Männertracht serviren. Zu diesem fortgesetzten Mummenschanz paßt wenig das düstere Bild, das die Zeitgenossen von der blutigen Justiz des Königs entwarfen.

Schilderungen aller Art von Lustbarkeiten wechseln mit Berichten über barbarische Hinrichtungen. Sogar ein dreizehnjähriges Kind, das seinen Brotherrn nicht lebensgefährlich verlegt hatte, ist damals auf dem Platz Maubert in Paris erdrosselt und gehenkt worden. Der weibische Despot hatte gegen Alles, was seine Sinne nicht reizte, ein Herz von Stein. Mitleid kannte er nicht. Das sollten auch bald seine politischen Feinde erfahren. Heinrichs Lage war von Jahr zu Jahr gefährlicher geworden. Eguisten wie Hugenotten höhnten den Machtlosen. Die Guisenpartei sprach offen aus, daß die lothringischen Amselein bald die Lilien im Schilde Frankreichs ersetzen werden. Nur Geldmangel

im Lager der Gegner und deren ungenügende Unterstützung durch den knausernden Philipp von Spanien hatte bisher des Königs Sache noch vor dem Neuzerstern geschützt. Als sich das Gewitter immer drohender über seinem Haupt zusammenzog, zeigte sich Heinrich als echten Sohn der Florentinerin. Wo diplomatische Künste und Kriegswaffen versagten, mußten die Dolche der Meuchelmörder helfen.

Guise hatte sich sehr getäuscht, als er auf die anonyme Warnung antwortete: „On n'oseroit!“ Ein galantes Abenteuer mit einer Madame de Noiremontiers hielt den Sorglosen in der gefährlichen Nähe des arglistigen Valois zurück. Bei ihr verbrachte er seine letzte Nacht. Am nächsten Morgen durchbohrten die Höflinge den zur Staatsrathssitzung Erscheinenden im Schloß von Blois. Auch seinen am selben Tag in Haft genommenen Bruder, den Cardinal von Guise, ließ Heinrich einige Tage nachher töten. Vergebens hatte der streitbare Prälat gehofft, daß ihn der römische Purpur schützen werde. Der König wähnte, die Hydra der Ligue in ihren Häuptern getroffen zu haben. Das war ein Irrthum, der sich bald schwer rächen sollte. Der Leiche des Herzogs gab der Rohe einen Fußtritt und sprach, den leblosen Rivalen betrachtend, die doppelstimmigen, sich später unheilvoll bewahrheitenden Worte: „Mein Gott, wie groß ist er! Noch größer erscheint er tot als lebendig!“ Sogar Katharina erschrak über den selbständigen Gewaltstreich ihres Lieblingssohnes. Totkrank läßt sie sich, um ihr Gewissen zu erleichtern, zu dem alten Cardinal von Bourbon tragen, der sie wüthend anfährt: „Madame! Voilà encore un de vos tours!“ Ihren Unschuldsbethuerungen wollte der Erzürnte nicht glauben. Die Einundsechzigjährige war tief gebeugt. Drei Söhne waren vor ihr ins Grab gestiegen; gegen den noch lebenden sah sie seit dem Drama von Blois tausend Dolche gezückt.

Ihre Politik hatte überall Schiffbruch gelitten. Alter, Korpulenz und Siedthum vergällten ihr längst die einstige Lebensfreude. Brantôme, Katharinens Bewunderer, schreibt in wenig galanter Weise: qu'elle creva de dépit. Heinrich verläßt das Krankenbett der Mutter nicht. Wie Estoile sich boshaft ausdrückt: „Par curiosité de voir, si en mourant elle n'intriguerait pas et ne feroit pas quelque coup fourré.“ Der Sohn beweint die Tote „d'un oeil“. Aus Furcht vor dem Volkshatz bestattet man sie zunächst an verborgener Stelle. Erst einundzwanzig Jahre später werden die Reste in die Königsgruft nach Saint-Denis überführt. Dort hatte sich die Medizäerin noch bei Lebzeiten in der Grabkapelle Heinrichs des Zweiten ihr Denkmal gesetzt, daß sie „in

klassischer Auffassung", also völlig nackt, darstellt. So hatte sie sich weihen lassen.

Die ersten Gerüchte von der Ermordung der Guise fanden in Paris keinen Glauben; man traute dem ängstlichen König Solches nicht zu. Als am Tag nach der Weihnacht die Schreckensnachricht sich bestätigte, brach die Volkswuth aus. Man huldigt der schwangeren Witwe des Herzogs geräuschvoll und ruft den Bruder der Ermordeten, den dicken Mayenne, herbei, damit er die Operationen gegen Heinrich leite.

Die Kirche, in der die drei Mignons, Saint-Mesquin, Que-lus und Maurignon, liegen, wird gestürmt; ihre Marmorfiguren auf dem prächtigen Grabdenkmal, das ihnen der König gesetzt hatte, werden zerschlagen. Dabei schreien die rasenden Zerstörer, man solle die drei Leichen an den Galgen hängen. Bußgänge wurden veranstaltet, bei denen die Theilnehmer die brennenden Kerzen nach einem vereinbarten Zeichen auf die Erde stießen: So möge das Lebenslicht des verruchten Valois ausgelöscht! In den Pfarrkirchen zelebrierte man vierzig Messen. Bei der vierzigsten hielt man Wachspuppen über die Altäre und durchbohrte ihnen unter Zauberformeln die Herzgegend. Der Aberglaube hoffte, diese Zeremonie werde den Tod des Königs herbeiführen.

Für die Frivolität der Zeit ist charakteristisch, welche Art von Prozeffionen die Herzogin von Montpensier, eine Schwester der Guise, durch die Straßen von Paris führte. Die schönen Bühnerinnen waren nur in durchsichtige Bußhemden gekleidet; mit offenen Brüsten und barfüßig schritten sie durch eine Beifall spendende, sie mit Bondons bewersende Menge von Kavaliern. Alles „pro gloria dei“.

Während maßlose Raserei und glühender Rachedurst die Hauptstadt in Athem hielten, sah es um den König in Blois bedrohlich aus. Ein Anhänger nach dem anderen machte sich aus dem Staube. Sogar Gondi, der geholfen hatte, den Cardinal von Guise zu verhaften, verließ seinen Herrn. Höhnend nannte man den Vereinsamten nur noch: Le roi de Blois et de Beaugency. Weiter reichte seine Macht nicht mehr.

Doch wiederum erwies sich Heinrich in der gefährdeten Lage als fähigen Schülern Machiavelli's: er warf sich den Hugenotten in die Arme. Zwar verleugnete er durch diesen Schritt seine ganze Vergangenheit; auch traf ihn dafür der Bannstrahl des Papstes. Doch das Mittel hatte geholfen. Des Königs Sache, die schon verloren schien, setzte sich wieder durch. Mit dem Hugenottenheer vereint, rückte der Valois vor Paris. Als er von Saint-Cloud aus die

rebellische Riesenstadt vor sich liegen sah, rief er zornig aus: „Cette ville est grosse, beaucoup trop grosse, il faut lui tirer du sang.“ Der Sohn Katharinens wäre fähig gewesen, die unheimliche Drohung wahr zu machen. Aber vorher erreichte ihn sein Schicksal. Der Messerstich des idiotischen Mönches Clement machte diesem vielbewegten Leben ein Ende. Wer den Arm des willenlosen Werkzeuges der Rache gewappnet hat, ließ der Jubel im Lager der Gegner errathen. Man holte die Mutter Clements vom Lande und erwies der einsamen Bäuerin Ehren, als sei aus ihrem Schoß der Heiland entsprossen. Die Herzogin von Montpensier beherbergte sie. Auch der Mörder selbst, der bei dem Attentat den Tod fand, wurde als Märtyrer gefeiert.

Heinrichs Sterbelager umstanden drei Mignons: Lohs de la Valette, Epernon und François d'O. In ihren Armen ist der erst Achtunddreißigjährige verröthelt. Fünfzehn Jahre lang hatte er regirt; nach seinem Tode kam die Krone an einen normal Empfindenden. Dieser ließ auf den verödeten Altären Aphroditens wieder den Kultus der liebrenden Göttin thronen, den das elke Laster des letzten Sprossen aus einem degenerirten Geschlecht so lange verdrängt hatte.

Paris.

Erwin Riedinger.



Literatur.

Das Risorgimento.

☞he man über die interessante, aber ziemlich entlegene Materie der Aufsätze „Das Risorgimento“ von Ricarda Huch (Leipzig, im Inselverlag) Mittheilungen macht, muß gesagt sein, daß dieses Buch in glänzender Weise eine Kunstform pflegt, die in Deutschland nun zu unseugbarer Kultur gelangt ist: die Kunst des Essays, als deren Meister wir Karl Hillebrand und Wilhelm Dilthey rühmen können (Jener näher an dem journalistischen, Dieser näher an dem gelehrten Simbre der Darstellung.). Ricarda Huch erfüllt die Form des Essays als Künstlerin; diese Studien sind kunstvoll geschrieben, von bestechender Form, von großem Schwung der Satzbildung, der höchstens manchmal zu weit genommen ist und nicht so melodisch fällt, wie er anoh. Ihre künstlerische Anschauung zeigt sich in dem Gefühl für Leben und Schicksal, in der feinen Linie, mit der sie aus dem Besonderen ins Allgemeine zu leiten weiß und das Gesetzmäßige an Erscheinungen in der Natur, im Psychologischen aufdeckt.

Das Buch hat also vor seinem historischen Interesse einen starken ästhetischen Reiz; und dieser ist doppelt: er liegt in der Form und im

aparten Stoff. Das Sonderbare, sich dieser zwischen wuchtigen Ereignissen eingekleideten Epoche, diesen komplizierten und merkwürdig halben Charakteren zuzuwenden, macht den Eindruck einer vornehmen Abseitigkeit und Differenzirtheit. In ihren Dichtungen hatte Ricarda auch schon öfters modernes südländisches Leben dargestellt, das aber nicht so sehr rein italienische Wesenszüge trug wie die des österreichischen Südens, das durch die Mischung mit fremden Elementen, durch die Nähe deutscher Menschen einen irrisirenden Schein, einen traumhaften Glanz bekam: der eine Roman mochte Einen in die Altstadt von Triest bringen, wo die südlische romantische Schönheit märchenhaft neben dem modernen Betrieb zu vegetiren scheint, eine andere Erzählung an dalmatinische Gestade erinnern. Und als ob diese Romantikerin in der Dichterin gleichsam fest geworden wäre, als ob die Phantasie sich historischen Halt wünschte, erwachsen ihr diese Studien über italienische Zustände unter österreichischer Herrschaft; und der Eigenart der Dichterin nach, der Art ihres Südens, ihres „Vaduz“ nach kann man sich nicht wundern, wenn man unter diesen Figuren auch einen Mann findet, der unter Savigny studirt und Bettina Brentano gekannt hat.

Schauplatz der Ereignisse, von denen wir erfahren, ist die Lombardei, die seit dem Wiener Kongreß österreichische Provinz ist; wir sind in den Kreisen der mailändischen Liberalen, den selben Kreisen, in denen Stendhal liebte und dilettirte. Diese Partei, mit ihren Häuptern, den Grafen Confalonieri und Porro, sucht modernes Leben, meist englischer Anregung folgend, energisch zu fördern. Modernes Schulwesen, moderne Bildung und die Literatur der Romantik, die mit Pellico sich verkündet, werden gefördert, obwohl der Kaiser Franz nicht gebildete, sondern gehorsame Unterthanen wünscht. Industrielle und technische Fortschritte werden erstrebt. Porro und Confalonieri sind die Unternehmer der ersten Dampfschiffahrt auf dem Po. Die romantische Literatur protegiren, heißt in diesen Kreisen, gegen das österreichische System sich auflehnen: das Blatt der antiklassizistischen Richtung, der „Conciliatore“, hat denn auch unter der Censur zu leiden und wird schließlich unterdrückt.

Die politischen Hoffnungen richteten sich auf den piemontesischen Thronfolger Karl Albert, von dem man die Verjagung der Oesterreicher erwartete. Doch dieser haltlose Mensch verlag in dem Augenblick der Entscheidung und zieht sich zurück, da grenzenlose Unüberlegtheit die hochverrätherischen Umtriebe ausdeckt. Der Romagnole Maroncelli, ein Musiker, hatte den Geheimbund der Carbonari nach Mailand zu verpflanzen gesucht und ein aufgefangener Brief führte zu seiner und Pellicos Verhaftung; die übereilte Vornehmheit des Marschese Pallavicino, der sich aus Irthum selbst der Polizei stellte, um einen Anderen zu entlasten, deckte die Verbindung mit Karl Albert auf und es kam nun zu politischen Prozessen, die unter des Südtirolers Salvotti Vorhitz geführt wurden. Salvotti wirkt mit der unfehlbaren Sicherheit des Inquirirens, mit seiner Schönheit, mit der Süßigkeit

seiner Stimme; Sympathie mit dem Dichter und dem Musiker verträgt sich in ihm mit pedantischer Anwendung des Gesetzes, so daß in Italien heute aus ihm ein schöner Dämon, ein Satan geworden ist.

Diese Prozesse endeten mit der Gefangenschaft des hervorragendsten lombardischen Liberalen auf dem Spielberg. Es wanderten auf die mährische Festung unter Anderen Consalonieri, Vellico, Maroncelli, Pallavicino und der Franzose Andryane. (Ein anderer Franzose, Stendhal, wurde ausgewiesen.) Die Gefangenen standen fast unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaisers, der sich über Alles, auch von dem Geistlichen, genau unterrichten läßt, die Haft verschärft, indem er die Aussicht auf die Ebene vermauern läßt, Lecture verbietet und unwürdige Arbeit verlangt; so hofft er, die Besserung der ungehorsamen Söhne mit väterlicher Strenge zu erreichen. Acht, zwölf, vierzehn Jahre in harter Haft brechen die ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Geister; der Eine verläßt den Spielberg als Greis, der Andere als Frömmler; Einer nur mit einem Bein, wieder Einer erliegt den Qualen; und nur Pallavicino überdauert, dank seiner natürlichen Oberflächlichkeit, ungeschwächt die Haft und erlebt sogar das geeinte Italien. Die Anderen, Gebrochenen, fristen ihr Leben noch ein paar Jahre in Amerika, in Frankreich, verehrt als Märtyrer der Freiheit. Ihre Bücher berichten von unsäglichem Leiden: das Silvio Vellico wird ja noch heute gelesen. Die Freundschaften freilich, die das selbe harte Schicksal unter diesen Männern gebildet, lösen sich jetzt in der Freiheit durch die Enthüllungen in den Schriften; und so sinkt diese Generation ins Grab, ohne mehr erzielt zu haben als die vorbereitende Stimmung für künftige heftigere Umwälzungen.

Diese Geschichte stellt Ricarda Huch in sieben Portraits dar; sie zeichnet uns den undurchdringlichen Consalonieri, den melancholischen Vellico, den leichtlebigen Maroncelli, den korrekt treuen Salvotti, den kleinen Kaiser Franz, den haltlosen Karl Albert, den oberflächlichen Pallavicino. Diese Epitheta sollen den Charakter der einzelnen Figuren nur kurz bezeichnen, um ein Bild von der Abwechslung und der Reichhaltigkeit der Studien zu bieten. Vielleicht wäre der Kaiser Franz, von dem ja nur seine Beziehungen zum Spielberg gegeben sind, entbehrlich und einiges Nothwendige über ihn in den anderen Aufsätzen unterzubringen gewesen; gegenüber der Fülle der anderen Aufsätze scheint dieser zu klein.

In den Männern, die das österreichische Regime zu stürzen trachteten und nach schweren Leidensjahren von dem enthusiastischen Volk vergöttert wurden, erkennen wir impulsives Naturell; bei allem Temperament und aller Fähigkeit einen bezeichnenden Mangel an festen politischen Leidenschaften. Diese Männer haben ihr Höchstes hingegeben für ein Ziel, das sie sich eigentlich kaum gestellt hatten, das ihnen der Zufall brachte, eine Begegnung, die Empfehlung eines Freundes. Statt in die Oper geht der Eine ohne große Leidenschaft in eine politische Versammlung; und das Schicksal packt ihn dort. Sie gaben ihre

Freiheit, ihre Gesundheit, ihre Kraft hin, ohne sich selbst hinzugeben. So war das Fehlschlagen dieser nationalen Erhebungen vor Allem einer gewissen Charakterlosigkeit zuzuschreiben. Und gerade der Feind gab den Revolutionären das Beispiel des Zusammenhalts in einer wundervollen Korporation, in der österreichischen Armee: ihr Geist, ihre Noblesse (auch gegen Rebellen) mußten bis zuletzt, bis 1866, der oberflächlichen und unzuverlässigen Nation, trotzdem diese die anfeuernde Idee der Freiheit und Einigkeit besaß, den ehrlichen, geraden Erfolg vereiteln.

Die Ereignisse vollzogen sich aber mit einer solchen natürlichen Selbstverständlichkeit, daß die einzelne Person, selbst die Garibaldi's oder Cavour's, in ihren Reden nicht den Arm, in ihrem Kampf nicht den Säbel über das Niveau des dahingleitenden Stromes der Entwicklung erhebt. Die Entwicklung zum Nationalismus konnte, so natürlich wie eine Geburt, vor sich gehen auch ohne Personen von ganzem Menschheitwerth. Es gehört zum Wesen solcher Krisen, daß sie zu klein sind, um im Wirken eines genialen Menschen den Gipfelpunkt bilden zu können. Die italienische Entwicklung wurde einfach mitgenommen, mitgetrieben von parallelen Emotionen. In diese Werthschätzung korrigirt sich uns unter allen Umständen der begreifliche und immerhin löbliche Enthusiasmus, der Viktor Emanuel und Garibaldi an allen schönen Stätten eines herrlichen Landes, von der Riva bei Schiavoni bis zur kleinen, romantisch verkommenen Provinzstadt, Denkmale setzt, Dokumente einer kunstarmen Zeit.

Uebersetzungen.

Die erste große Epoche deutscher Uebersetzungskunst hat in der Romantik begonnen: künstlerische Uebertragungen waren Angelegenheit der „progressiven Universal-Poesie“, wurden programmatisch in Szene gesetzt, eigentlich als interne Angelegenheit der Literaten, die, selbst in minderm Maß produktiv, romantische Formen und romantische Stoffkreise erschlossen, vielfach mit Nebenabsichten der Volemie und der Clique. Fortgewirkt haben die romantischen Uebersetzungstendenzen bis in die sechziger Jahre, bis zu den schwäbischen Uebersetzern etwa, die die griechischen und römischen Prosaisker und den Cervantes verdeutschten. Im Ganzen eine imposante Uebersetzungsthätigkeit, eine prachtvolle Bewährung des klassischen Deutsch, das Wieland, Goethe, A. W. von Schlegel durchgeführt hatten.

Wenn wir heute eine neue Uebersetzungskunst einsehen sehen, so dürfen wir ihre Nothwendigkeit aus einer in manchen Punkten sehr starken Veränderung unseres Sprachgeföhles erklären. Ein neuer Adel des Ausdruckes im Plato, ein neues Pathos im Sophokles, eine andere Form für das Zutrauliche im Homer sind uns unabweisliche Forderungen geworden, deren Erfüllung ja auch zum Theil schon da oder bald zu gewärtigen ist. Welchem geänderten Lebensgeföhle dieses Sprachgeföhle entspringt: Das auseinanderzusehen, wäre hier wohl

etwas zu weitläufig. Aber andeuten möchte ich, daß unsere größten seelischen Bereicherungen durch die Dichtkunst seit den Tagen der Romantik mit den Namen Balzac, Gottfried Keller und Dostojewskij zu bezeichnen wären. Es ist kein Zufall, daß es Epiker sind: die Disposition fürs Drama hat sich verringert. Und während die Erneuerung unseres ewigen Besitzes an griechischer Kunst von der deutschen Sehnsucht, von idealer Weltflüchtigkeit gewünscht wird, sucht der thatkräftige deutsche Geist sich im Reichthum des neunzehnten Jahrhunderts auszubreiten und ihn für sich zu fixiren.

Und so wird in die Breite überseht. Aber sprechen wir dabei nicht gleich von Sprachkunst. Denn wer, der die letzten zehn Jahre unserer Dichtkunst miterlebt hat, wird nicht einen guten französischen oder englischen Autor gut übersehen können? Wir wollen doch nicht überall gleich von „Kunst“ sprechen. Unsere großen schönen Gesamtausgaben, der Ibsen, der Dostojewskij und der Balzac, sind ausgezeichnete Leistungen der Verleger, die die Konstellation erkennen und benutzen. Ich schreibe diese Zellen, nachdem im Inselverlag die große Ausgabe von Balzacs „Menschlicher Komödie“ erschienen ist, die Hofmannsthal, wie schon Tausendundeine Nacht, wie den Lascadio Hearn, mit einer prachtvollen Vorrede versieht. Es darf nicht verschwiegen werden, wie sehr durch seine außerordentlichen Einleitungen das Festliche (man kann sagen: das souverain Festliche) dieser Bücherreihen geschaffen wird; auch eine Delikatesse der modernen Buchkunst. Denn obwohl diese Bücher nur Wenige in die Hand nehmen werden, die nicht Gelegenheit und Lust hatten, die Originale zu lesen, kommt bei uns eben noch Etwas hinzu: die Freude am schönen Buch. Manche Uebersetzung wird uns von den prachtvoll ausstattenden Verlegern suggerirt.

Freilich: Manches von der Freude am deutschen Buch steckt auch traditionell in uns, die wir unseren Dante, unseren Shakespeare, unseren Plato in deutscher Sprache im Schrank stehen haben, im Bewußtsein, daß es irgendwie mit dem Kulturwunsch Goethes zusammenfällt. Vielleicht sind wir so schwerblütig, so gewissenhaft und so treu, daß uns eine Dichtung in unserer eigenen Sprache erscheinen muß, damit wir sie vollständig in uns aufnehmen können. Die Franzosen haben E. T. A. Hoffmann der ungewöhnlichen Stoffe wegen überseht; und die Engländer lesen Goethe deutsch. Wir lesen den Balzac in der Uebersetzung und nehmen seine Bücher gar nicht so sehr aus Stoffhunger in die Hand (der ja hier, wenn irgendwo, am Platz wäre), sondern, um eine Form zu genießen. Aber vielleicht haben nur wir „mythische Uebersetzungen“, wie sie Novalis einmal verlangte: die „uns nicht das wirkliche Kunstwerk geben, sondern dessen Ideal“. Was könnte unsere Vorliebe für Uebersetzungen schärfer charakterisiren? In diesem Wort des Novalis liegt eine ganze Menge Wahrheit über uns Deutsche; wir können eine kleine, eine vielleicht nur winzige Lächerlichkeit konstatiren, die ganz rührend ist.

Wien.

Max Mell.

Moderne Fehme.

Im Jahr 1904 habe ich, unter dem Titel „Das Wesen des Judenthums“, in der „Zukunft“ einen Aufsatz veröffentlicht. Ein ungewolltes Bekenntniß. Jahre lang hatte ich diese die Grundlagen des Judenthums unterwühlenden Gedanken zu unterdrücken und vor meiner Umgebung zu verheimlichen versucht. Ich hatte genug gekämpft und gelitten und wollte nun auf dem Posten eines Bibliothekars der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, den ich endlich errungen hatte, ein ruhiges Leben führen. Aber es war, als ob mich eine dämonische Gewalt ergriffen hätte. Unablässig drängte es mich, Das, was ich für wahr erkannt hatte, öffentlich auszusprechen. Auf die Dauer konnte ich diesem Drang nicht widerstehen. So kam es zur Veröffentlichung.

Ich gestehe, daß es eine Feigheit von mir war, solchen Artikel unter einem Pseudonym erscheinen zu lassen. Aber wer je in einer ähnlichen Lage freiwillig seine Existenz geopfert hat, Der werfe den ersten Stein auf mich. Ich sagte mir: Als Bibliothekar einer Jüdischen Gemeinde habe ich nur zwei Pflichten; ich muß die Bücher in Ordnung halten und einen anständigen Lebenswandel führen. Das Recht, meine religiösen Anschauungen zu bekennen, hätte ich auch dann nicht verwirkt, wenn ich als Geistlicher angestellt gewesen wäre. Das behauptete und behauptet man wenigstens stets da, wo es sich um einen christlichen Theologen handelt. Schließlich dachte ich auch nicht von fern daran, aus meiner Meinung irgendwelche Konsequenzen zu ziehen oder gar sie systematisch zu propagiren. Ich wollte mir nur Das, was ich auf dem Herzen hatte, herunterreden, um mich dann ausschließlich meinen wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen.

Wer vermag die Folgen einer Handlung vorauszu sehen? Eine sachliche, in mäßiger Form sich bewegende Diskussion hatte ich erwartet: und ein Sturm entstand. Schon der Inhalt dieses Artikels hatte eine ungeheure Erregung der Gemüther bewirkt. Nun trat noch das persönliche Moment hinzu. Ein Herr Moses, mit dem ich Jahre lang verkehrt hatte, hatte kurz vorher einen „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“ gegründet. Bei aller Geschäftstüchtigkeit wollte es ihm aber doch nicht gelingen, das Unternehmen in die Höhe zu bringen. Es siechte an mangelndem Interesse dahin. Da kam die Rettung. Aus mancherlei Aeußerungen, die ich ihm gegenüber gethan, war er dahinter gekommen, daß ich den pseudonym erschienenen Artikel verfaßt habe. Fortan prangten in seiner Zeitschrift ungefähr folgende Aufschriften: „Die Entlarvung! Die Spiegelgesellen! Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde als Mitschuldiger! Das Judenthum in Gefahr! Nieder mit den Wölfen in den Schafspelzen! Abonnirt auf den Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes!“ Aber auf die Dauer konnte die Thatsache, daß ich der Verfasser des „samosen“ Artikels sei, nicht genügen, um das Interesse für dieses Blatt wach zu halten. Nun schritt mein Freund zu Verdächtigungen

kräftigerer Art. Er erzählte, daß ich schon vor meinem Eintritt in das Amt eines Bibliothekars heimlich getauft war, daß ich im Solde der Judenmission mich als Spion, als Spizel in die Jüdische Gemeinde eingeschlichen habe, um von dieser erschlichenen Position aus das Judenthum in die Luft zu sprengen. Diese böswillig ausgestreuten Gerüchte pflanzten sich in allen Zeitungen und Kreisen, die nur in irgendwelcher Beziehung zum Judenthum standen, wie ein Lauffeuer fort. Man beschimpfte, verfluchte mich als einen Antiochus Epiphanes, einen Pfesferkorn, einen Justus Briman, als einen der gefährlichsten und hinterlistigsten Verräther, den die jüdische Geschichte je gekannt hat.

Inzwischen hatte mich der Vorstand der Jüdischen Gemeinde in einem latonischen Schreiben aufgefordert, zu erklären, ob ich der Verfasser des Artikels sei. Mir standen nun drei Wege offen. Ich konnte die Autorschaft leugnen. (Das hätte man wohl am Liebsten gesehen.) Ich konnte die Mißthat bekennen und zugleich die daran geknüpften Verdächtigungen widerlegen. Ich konnte den „Freund“ verklagen. Aber ich that nichts von Alledem, sondern schrieb auf die kurze Anfrage die kurze Antwort: „Auf Ihre Anfrage theile ich Ihnen mit, daß ich der Verfasser jenes Artikels bin.“ Damit war die Sache für mich erledigt.

Nun kam, was kommen mußte. Ich wurde sofort aus dem Amt entlassen. Darauf war ich gefaßt. (Was ich aber nicht erwartet hatte, war, daß man mir das Vierteljahresgehalt, das mir gebührte, vorenthielt.) Seit meiner Entlassung sind nun sechs Jahre verstrichen. Was wird nicht in solchem Zeitraum verziehen und vergessen! Mir aber ist noch immer nichts vergessen, nicht verziehen worden. Noch immer wird mir, dem heimlich Getauften, dem Spizel, dem Spion, der sich in ein jüdisches Amt eingeschlichen habe, jede Existenzmöglichkeit abgeschnitten. Noch immer ergeht es mir wie dem Soldaten in Galizien, der von seinem Vorgesetzten, einem frommen Glaubensgenossen, dabei ertappt wurde, daß er am Sabbath eine Cigarre rauchte; er erhielt dafür eine Backpfeife und wurde noch obendrein wegen irgendeines Vergehens gegen die Subordination, das der fromme Vorgesetzte als Züchtigungsgrund vorschützte, bestraft.

Ich weiß, wie leicht man sich in einen Verfolgungswahn hineinreden kann und wie skeptisch solche Klagen aufgenommen werden. Ich sehe mich deshalb gezwungen, alle Rücksichten fallen zu lassen und Begebenheiten und Personen, so weit es für die Kontrolle meiner Angaben nöthig ist, unzweideutig zu nennen.

Es war etwa anderthalb Jahre nach meiner Entlassung. Alle Anstrengungen, mir eine neue Existenz zu gründen, waren gescheitert. Meine Lage wurde immer unhaltbarer. Eine mir befreundete Familie, die meine Situation nicht länger mit ansehen konnte, brachte einen kleinen Kreis zu der Verpflichtung, einen Vortragscyclus über das Wesen der Bibel bei mir zu hören. Unter den Zuhörern war die Frau eines Arztes, der in der Klinik des der Jüdischen Gemeinde nahestehenden Professors Hermann Senator beschäftigt war. Dieser Professor lieb

nun den ihm Untergebenen kommen und machte ihm klar, daß die Frau bei mir nicht hören dürfe. Und sie that es nicht mehr.

Einige Zeit danach bewarb ich mich bei der Humboldtakademie um eine Dozentur. Mein Gesuch wurde genehmigt. In der Sitzung, in der die Genehmigung erfolgt war, hatte ein Vorstandsmitglied gesehlt. Als dieser Herr von dem Geschehenen erfuhr, stellte er die Kabinettsfrage: Er oder ich. Er blieb und ich mußte gehen. Dieser freundliche Herr hieß wiederum Hermann Senator. Natürlich hatte er in der Humboldtakademie nicht etwa gegen mich einzuwenden, daß ich „heimlich getauft“ oder ein Spion sei, sondern, daß meine wissenschaftliche Qualifikation ihm nicht zusage. Sonst nichts.

Alle Bemühungen dieser edel denkenden Herren scheiterten doch an der Fähigkeit, mit der ich am Leben hing. Als ich es nicht länger aushalten konnte, flüchtete ich mit meiner Lebensgeschichte in die Öffentlichkeit. Die Schrift verschaffte mir Freunde und Gönner. Ich konnte nun eine Weile sorgenlos an der Ausführung der Talmudausgabe, die ich mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte, arbeiten. Vorher schien mir aber nöthig, über den Organismus des vortalmudischen Judenthums und die Stellung des Talmud in diesem Organismus Klarheit zu schaffen. Mir kam nicht darauf an, zu erfahren, was irgendein X oder Y in irgendeiner Zeit erlebt, sondern, wie der Gesamtkörper der Nation in den verschiedenen Epochen und Perioden konstant auf Reize reagirt hat. So gefaßt, lief die Frage im Grunde auf eine Naturgeschichte der jüdischen Partei- und Gemeindefstruktur in der vortalmudischen Zeit hinaus. Da es sich um Wesenszüge handelte, die in der Zeiten Lauf wohl modifizirt, nie aber völlig geändert werden können, so glaubte ich, die Partei- und Gemeindefstruktur des Ghettos, wo das Judenthum sich doch am Reinsten erhalten hat, zur Vergleichung heranziehen und dadurch die in den Quellen unklar sich spiegelnden Züge rekonstruiren zu dürfen. Der Versuch war neu, der Weg noch ganz unbetreten. Ein dreijähriges Studium, so intensiv es auch betrieben wurde, konnte deshalb nur ein spärliches Ergebnis zeitigen. Aber ich tröstete mich mit dem Bewußtsein, daß selbst ein nur auf diesem Weg ermittelter Wesenszug für die Wissenschaft vielleicht werthvoller sei als die ganze raisonnirende Literatur, die die Forschung auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte bisher hervorgebracht hat.

Das Buch, worin ich die Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte, konnte neue Feindschaft gegen mich herausbeschwören. Als ein Förderungsmittel für die Ausführung des Talmudplanes war dieses Buch gedacht. Als es aber fertig vor mir lag, konnte ich nicht länger zweifeln, daß ich mich da wieder in eine Sackgasse verrannt hatte. Der Grundgedanke dieses Buches, daß die ganze bisherige Forschung auf dem Gebiete der vortalmudischen Geschichte wegen Mangels einer empirischen Grundlage werthlos sei, konnte mir selbst die Fachgelehrten, die bisher für mich eingetreten waren, entfremden.

Aber meine Befürchtungen wurden noch weit übertroffen. Kurz

nach dem Erscheinen des Buches veröffentlichte ein Herr Goldschmidt (natürlich nur im Interesse der Wissenschaft) gegen mich eine Brochure. Da stand nicht nur, daß ich ein Ignorant, ein Analphabet, nein: auch, daß ich ein Hochstapler, ein Gauner, ein ganz minderwerthiges Subjekt sei. Das sagte er aber nicht offen und klar, sondern in versteckten, gewundenen, vieldeutigen Redewendungen. Dieses Pamphlet wurde in einer Massenaufgabe hergestellt und überallhin, wo man irgendwelches Interesse für oder gegen mich vermuthete, mit einem persönlichen Begleitschreiben verschickt. Die Wirkung blieb nicht aus. Fast alle Fachgelehrten, die früher für mich und mein Lebenswerk großes Interesse bekundet hatten, sagten sich nun von mir los oder zeugten gar öffentlich gegen mich. Eine Fluth von Schimpf und Spott ergoß sich in der Fachpresse über mich und wälzte sich von hier in die angesehensten Tageszeitungen. Die jüdischen Zeitschriften stimmten Jubelhymnen an auf den heldenmüthigen Mann, der den Kampf gegen den Drachen gewagt und Israel endlich von seinem ärgsten Feind befreit hatte. An der Spitze dieser Korybanten schritt natürlich der „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“. An seinem Kopfe prangten Wochen lang Aufschriften, wie etwa: „Jakob Fromers Glück und Ende! Das Zerplatzen des aufgeblasenen Frosches! Die Tragikomödie!“

Das Schlimmste war, daß sich auch Freunde und Gönner in Folge dieser Hege von mir zurückzogen. Den Wenigen, die noch zu mir hielten, rieth ich selbst, die Hand von dem hinabrollenden Stein zu lassen.

Einer meiner Freunde wollte auf diese Warnung nicht hören und suchte in einer angesehenen Tageszeitung, an der er als Mitarbeiter thätig war, Etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Der Chefredakteur hob die Achseln: „Das ist ja der Mann, der heimlich getauft . . . Pfu!“ Erst als ihn mein Freund versicherte, das Alles sei nicht wahr, willigte er ein. Kaum war der Aufsatz erschienen, so wurde der Chefredakteur telephonisch, telegraphisch, brieflich und persönlich unläufig bestürmt: „Das ist ja der Mann, der heimlich . . . Wie konnten Sie nur für Den eintreten?“ Am nächsten Tag erschien in der selben Zeitung eine Berichtigung von „hochgeschätzter Seite“. Darin wurde versichert, daß man gegen den „noch sehr lebendigen Jakob Fromer“ sonst nichts einzuwenden habe, als daß er ein kompletter Ignorant sei.

Vor einigen Tagen traf ich einen Herrn, mit dem ich früher sehr befreundet war. Er ist ein streng orthodoxer Jude und hat bei der berliner Jüdischen Gemeinde eine mächtige Stellung. Ich habe ihn deshalb in den letzten Jahren meiden zu müssen geglaubt. Nun forderte er mich zu einer Aussprache auf. „Ich bin,“ sagte er ungefähr, „wie Sie wissen, ein Starrgläubiger von der dunkelsten Art. Ich bin aber tolerant genug, um Sie wegen der Ansichten, die Sie geäußert haben, weder zu hassen noch zu verachten. Was ich Ihnen aber niemals verzeihen kann und was mir unmöglich macht, mit Ihnen weiter zu verkehren, ist, daß Sie heimlich getauft . . .“ Und so weiter. Auf meine Frage, woher er Das so genau wisse, erwiderte er: „Alle behaupten es.“

Es ist auch tausendmal gedruckt worden. In allen Jüdischen Gemeinden des In- und Auslandes, überall, wo Ihr Name erwähnt wird, sagen die Leute: „Das ist der Mann“; und spucken aus. Uebrigens hier das Allerneuste.“ Er zeigte mir eine Brochure, die in diesen Tagen erschienen und gegen Herrn Theodor Lessing gerichtet ist. Der soll in einer jüdischen Zeitung von den galizischen und besonders von den krasauer Juden unangenehme Dinge erzählt haben. Deshalb habe, wie berichtet wird, die krasauer Gemeinde geklagt. Sie scheint aber damit wenig Glück gehabt zu haben. Nun wurde einem jungen Manne, Herrn Benjamin Segel, der Auftrag ertheilt, gegen Herrn Lessing diese aus „lauter Brillanten“ bestehende Brochure zu schreiben. So weit hatte ich mit der Sache nichts zu thun. Der Herausgeber der Jüdischen Zeitung, die Lessings Erzählung abgedruckt hat, heißt Ludwig Geiger. Er hat einst meine Anstellung als Bibliothekar empfohlen. Daher die Verwandtschaft. Und nun heißt es: „Man erinnert sich noch eines samojen Jakob Fromer, eines vollkommenen Ignoranten, den Geiger, zum Staunen aller Kenner, der berliner Jüdischen Gemeinde als Bibliothekar aufgemußt hatte; dessen einziges Verdienst war, sich in Breslau heimlich getauft zu haben, weshalb Friedrich Delitzsch (der Brochureschreiber verwechselt offenbar meinen Lehrer und Gönner Friedrich Delitzsch mit seinem Vater Franz Delitzsch, der sich bekanntlich für Judentaufen interessirt hat) ihn empfahl. Als er schon in Amt und Würden saß, machte er in Verbindung mit Maximilian Harden einen feigen und niederträchtigen Ueberfall auf die Lehren des Judenthums. Es gab einen großen Standal und der Fromer wurde davon gejagt. Doch fand Herr Professor Geiger es merkwürdiger Weise nicht für nöthig, zusammen mit seinem Schühling auf seine Würden zu verzichten. Jener Fromer ist seitdem offen zum Antifemismus übergegangen und bemüht sich, in eine Reihe unendlich geschmackloser, von tiefster Ignoranz und bodenloser Frechheit zeugender Schriften den Salmud und das ganze Judenthum zu denunziren.“ Und so weiter.

Das sagt man in einer Brochure, die nur für Eingeweihte bestimmt ist, in der man sich deshalb keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Wäre aber unser galizischer junger Mann Vorstand einer krasauer Akademie (und was nicht ist, kann ja noch werden), so würde er mein Gesuch um Zulassung als Dozent natürlich nur ablehnen, weil ihm meine wissenschaftliche Qualifikation nicht zusagt.

Wenn ich nicht so entsetzlich darunter litte, könnte ich mich unbeding über den Hereinsfall freuen, den die Herren von der Fehme bei mir erlebt haben. So gering ich auch diese Leute einschätze: immerhin glaube ich, daß sie Etwas wie ein Gewissen haben und daß dieses sie in unangenehmer Weise quält und beißt, wenn sie zur Einsicht gelangt sind, daß sie unrecht gehandelt haben. Nun, Ihr lieben Leute! Ihr habt sechs Jahre lang einen Menschen unschuldig gequält, gemartert, gepeinigt. Die Voraussetzung, aus der Ihr das Recht, all dieses Schändliche gegen mich zu thun, abgeleitet habt, ist falsch. Mein einziges Ver-

brechen bestand darin, daß ich die Gedanken, die sich mir im Verlauf eines Jahrzehnte langen Studiums aufgebrängt hatten, in einer in gebildeten Kreisen gelesenen Zeitschrift veröffentlicht habe. Ich habe die Bilanz aus Dem, was das Judenthum für die Menschheit gethan hat und noch zu thun im Stande ist, gezogen und gefragt, ob denn alle diese Leistungen für die Kultur so werthvoll seien, daß man ihretwegen danach streben müßte, das Judenthum für alle Ewigkeit zu erhalten. Diese Frage habe ich nicht an die wahrhaft Frommen, die sich einzig vom Glauben leiten lassen, gerichtet, sondern an die modernen Juden, die innerlich mit dem Glauben ihrer Väter vollständig gebrochen haben, die weder von einer Offenbarung noch von Ceremonialgesetzen noch von der messianischen Zukunft Etwas wissen wollen und dennoch bestrebt sind, das Judenthum zu erhalten. An diese jüdischen Neuromantiker, die sich über ihre Inkonsequenz durch einen Wust von Phrasen hinwegzutäuschen suchen, habe ich die Frage, die wohl unzählige klar denkende Menschen bereits erwogen, aber noch niemals auszusprechen gewagt haben, gerichtet: ob es nicht eine Gewissenlosigkeit sei, das aus einer anomalen Existenz nothwendig entstehende Martyrium des jüdischen Volkes, ohne gläubig zu sein und ohne sich davon Nutzen für die Kultur versprechen zu können, ins Unendliche verlängern zu wollen.

Das ausgesprochen zu haben, könnt Ihr, meine Herren von der Fehme, so beschränkt Ihr auch sein möget, in einer Zeit, wo man über die Existenzberechtigung aller Konfessionen, Völker und Stände, ja, sogar der ganzen Menschheit ungestraft reden darf, mir unmöglich als Sodsünde anrechnen. Was Eure Verfolgungswuth (wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens) begreiflich macht, ist Euer Glaube, daß ich der Mann sei, der heimlich getauft ist, und so weiter. Euer Glaube aber beruht auf einer Täuschung. Ich habe mich nie taufen lassen, bin nie aus dem jüdischen Glaubensverband ausgetreten, war nie mit Judenmissionaren in Verbindung, habe nie für antisemitische Zeitungen geschrieben, nie einen feindsüßigen Schritt gegen das Judenthum gethan.

Ich ließ bisher alle diese Verleumdungen unwiderrprochen über mich ergehen, weil ich mich gekelt habe, mich damit zu befassen; weil es mir gleichgültig war, wie Leute solches Schlags über mich denken und urtheilen; weil ich trotz den schlimmsten Erfahrungen von dem Glauben nicht lassen wollte, daß dieses Geschreibe für die Dauer doch nicht im Stande sein werde, billig denkende Menschen gegen mich zu beeinflussen. Nun aber ist ihm fast gelungen, mir meine treuesten Freunde zu entfremden, mein Lebenswerk zu zerstören, meine Existenz zu vernichten. Nun ist erreicht, daß ich mich endlich gezwungen sehe, meinen Widerwillen zu überwinden und öffentlich die Unwahrheit abzuwehren. Ich muß jetzt abwarten, ob die genannten Herren öffentlich ihre Verdächtigungen zurücknehmen werden. Dann kann ich mein Leben fristen und still meine wissenschaftliche Arbeit nach bester Kraft weiterführen. Die mag man beurtheilen; die Menschenhehe aber aufgeben.

Charlottenburg.

Dr. Jakob Fromer.

MURATTI *Cigarettes*

Manchester



Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50

Luxus-Ausführung M. 16.50

Fordern Sie Musterbuch H.

SALAMANDER

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstraße 182
 Basel — Wien I — Zürich



Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angammelten Ermüdungstoxine, regt die Gewebstätigkeit an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechsell-krankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Übermüdung und in der Rekonvaleszenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur versendet gratis das Organotherapeutische Institut Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Petersburg). Abt. Deutschland Berlin SW. 68a. Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.

Iwan A. Rodionow Unser Verbrechen

Erlebtes — nicht Erdachtes
 Ein Roman aus dem russischen Volksleben

Preis: geh. M. 4.—, in Leinen gebunden M. 5.—

„Das Höllengemälde Rodionows wird seine Wirkung tun. „Unser Verbrechen“, soweit auch wir Nichtrussen daran beteiligt sein sollen, besteht darin, daß wir diesem Staate noch Helfershelferdienste erweisen, indem wir seine Anleihen aufnehmen und seine Renten kaufen. Aber solange im Gezirn europäischer Staatsmänner und Politiker der Kosak noch als letzte Leibgarde des „konservativen“ Staates eine Rolle spielt, so lange wird sich auch das nicht ändern, und so lange ist das unglückbare Elend, das ein von Natur gutartiges und sogar hochbegabtes Volk heimsucht, auch unser Verbrechen . . .“

Frankfurter Zeitung.

Literarische Anstalt Rütten & Löning in Frankfurt a. M.


Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Hallo!!!**Die grosse Revue!**

Das

Eröffnungs-Programm!

U. A.:

Rajahdie unvergleichliche ägyptische
Tänzerin.**Neues Operetten-Theater**

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag.

Im neuerbauten Jägerstr. 63 a "Moulin rouge"

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend.**Victoria-Café**

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**Geb. Herrnfeld**
Theater**Die grössten Schlager**

der letzten Saison:

Die Welt geht unter! und**Wenn zwei dasselbe tun**mit Astor und Donat Herrnfeld.
= Billet-Vorverkauf täglich 11-2 Uhr. =**Thalia-Theater**

Dresdenerstr. 72/73.

Novität!

8 Uhr.

Novität!

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Kleines Theater.

Abends 9 Uhr:

Freitag, den 2. Sept.: „Nur ein Traum“

Sonnabend, den 3. Sept.: „Luxuszug“

Sonntag, den 4. Sept.: „Luxuszug“

Montag, den 5. Sept.: „Nur ein Traum“

Chat noirFriedrichstr. 165, Ecke Behrenstr.
Tägl. 11-2 Uhr Nachts.**Dir. Rudolph Nelson.**Frieda Bonné, Emmi Lottchen-Bach,
Hans Jordan, Heinz Fuss,
Marcell Bois er. Fritz Herbert
Arthur v. Köbe.**Alchymie**

Alle älteren Werke bis 1800 kauft stets

Paul Graupe, Antiquariat

Berlin W. 35.

Ständiger Ankauf von
Bibliotheken und Kunstsammlungen.

Neu eröffnet!

Schwedischer Pavillon Wannsee

direkt am Wannsee gelegen

per Fährboot in 5 Minuten, per Wagen in 10 Minuten,

: : zu Fuss in 20 Minuten bequem zu erreichen : :

Franz Eberlein**Wein-Restaurant I. Ranges**

Salons u. Säle für Privatfestlichkeiten bis zu 600 Personen

Münchener

X

PilsenerComfortable Zimmer auf Wochen und Monate mit, auch
ohne Pension. Bad, elektr. Licht, Warmwasserheizung.**Tennis-Platz** o **Auto-Garage** o **Stallung**

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

JASMATZI

ÉLMAS-

CIGARETTEN

in Gold- u. Nohlmundstück



Qualität in höchster
Vollendung.

No 3. 4. 5.
Preis: 3. 4. 5. Pfg. d. Stck.
in elegant. Blehpackung.

Lichtspiele

Mozartsaal Kollendorfsplatz

Eröffnung

Sonnabend 3 den
September

8 Uhr
abends.

LUNA- PARK

Terrassen am Halensee

Grösster Vergnügungspark des Continents.

Sonnabend, den 3. September:

• • • • **ELITETAG** • • • •

II. Sommerfest

des

Erkschen Männergesang-Vereins

(Stellvertretender Chormeister ROBERT)

Passagierfahrt des Ballons „Carola“

unter persönlicher Führung der berühmten Luftschaferin
Käthe Paulus

• • • • **3 Kapellen** • • • •



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 M.

SANS- SOUCI

Eröffnung
am ersten Oktober 1910.

KURFÜRSTENDAMM 217
ECKE FASANENSTRASSE

Hillengass & Eberbach.

Berliner Eis-Palast

Von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts geöffnet.

Großes Konzert Abends 9 Uhr
u. 10^{1/2} Uhr: Eislauf-Attraktionen

Saison-Abonnement: Erwachsene 50 M., Kinder 30 M.

Monats-Abonnement: " 10 " " 6 "

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

U.-T.

Wir werden allen
Ansprüchen gerecht

Wer das Grandiose liebt,
geht ins

Union-Theater
— Alexanderplatz. —
Riesen-Kinematograph!

Wer das Intim-Vornehme
liebt, geht ins

Union-Theater
21 Unter den Linden 21

In beiden Theatern mit ent-
zückend musikal. Illustration:

2 ganz verschiedene, künst-
lerische Effekt-Programme!

Jede Piece ein ausgewählter Schlager!

Ununterbrochene Vorstell.

Alexanderplatz 5-11 Uhr nachm.

Unter d. Linden 2-11 Uhr nachm.

Entree: Alexanderplatz 50 Pf.
Unter den Linden 1 M.

Verlangen Sie meine Preis-
liste über
Gummi-Strümpfe und Gesundheitspflege
usw. gratis. Phil. Rümper, Frankfurt a. M. 33.

Einfamilien- Villa

möbliert oder unmöbliert,
in westlichem Berliner
Vorort von kinderlosem
Ehepaar ohne Anzahlung
gegen jährliche Raten von
1200 Mark zu kaufen ge-
sucht. Gef. Anträge unter
R. K. an die Anzeigen-
verwaltung der Zukunft,
Berlin SW., Kochstr. 13a.

Rennen zu Hoppegarten

Sonntag, den 4. September, nachm. 3 Uhr
7 Rennen;

u. a. Renard-Rennen
(28 000 M.)

Montag, den 5. September, nachm. 3 Uhr
7 Rennen;

u. a. 7. Klassen-Ersatz-Preis
(13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe M. 10.—	Ein Sattelplatz Herren M. 6.—
do. II. Reihe . . . 9.—	do. Damen . . . 4.—
Ein I. Platz Herren . . . 9.—	Sattelpl. Damen u. Herren . 3.—
do. Damen . . . 6.—	Ein dritter Platz . . . 1.—

== Grunewald ==

Mittwoch, den 7. September, nachm. 3 Uhr
7 Rennen. — Preise 40 000 Mk.

Hauptpreise:

Preis von Bockstadt 10 000 Mk.
Fortuna-Preis 10 000 Mk.

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M., II. Platz: 3 M., Kinder 1 M.
Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz: 1 M. IV. Platz: 0,50 M.
Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnбилетс, Eisenbahnfahrkarten und
offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrs-Büro, Potsdamer Platz“
(Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-
Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesell-
schaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger
Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn
andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen
der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Münchener Kunst und Kunstgewerbe



KERAMISCHE WERKSTÄTTEN
MÜNCHEN - HERRSCHING
VERKAUFSTELLE: MÜNCHEN
AN DER KRIEGLERSTRASSE 9 (EHEMALIGER PROMENADENPLATZ)
TELEFON 4622

Keramische Werkstätten München-Herrsching

Fabrikation: Herrsching a. Ammersee
Verkaufsstelle: München S., Maffestr. 9
Telefon: Herrsching 39. München 4622.
Feinsteinzeug · Porzellan · Kunsttöpferelen
etc.

Gemälde
von Mitgliedern der
Kunstvereinigungen
Die Scholle

Leo Putz, Fritz Erler, Adolf Münzer, Walter Püttner
erner Werke von
— Angelo Jank, Habermann, Uhde etc. etc. in —
Brakis **Moderner Kunsthandlung**
München, Goethestr. 64

„Christus der Fisch der freien Geister“

von Joh. Michelsen.

(Nebst Werbebrief „Berlin-Prof. Drews“ und „Freibrief“.)

Verlag E. W. Bensels & Co München 23. Preis M. 2.—.

INHALT: „Das Evangelium ist das Märchen der Liebe, die sich in der Ironie alles Ästhetischen erlöst. Der „Fisch“ aber ist die bildliche Umschreibung des Wortes, um dessen Verheimlichung sich die Achse dieses Märchens dreht.“ Ein sensationelles Buch von packender Klarheit, dessen Inhalt eine neue religiös-künstlerische Bewegung auszulösen beginnt.

Zur Orientierung verlange man Werbebrief nebst Freibrief. Preis 35 Pf.

Bibliotheken und Kunstsammlungen

sowie einzelne Stücke von Wert

kauft stets zu hohen Preisen

Paul Graupe, Antiquariat

BERLIN W. 35. Lützowstraße 38.

Vervielfältigungsapparat

Thuringia

vervielfältigt alles, ein- und mehrfarbig.
Rundschriften, Kostenanschläge, Ein-
ladungen, Noten, Exportfakturen, Preis-
listen usw. 100 scharfe nicht rollende Ab-
züge, vom Original nicht zu unterscheiden.
Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar.
Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch.
Druckfläche 23/35 cm. mit allem Zubehör
nur M. 10.—. 1 Jahr Garantie.

Otto Henss Sohn, Weimar 127.

Schriftstellern

bietet sich vorteilh. Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an d. Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Einen wohlfeilen Kunstschatz
bieten unsere Kunstblätter in Drei-
farbendruck Format 27x36 cm.
Preis 50 und 60 Pf. das Blatt.

Alte u. moderne Meister

Wir empfehlen ferner unsere Karten
nach Gemälden der Dresden und
anderer Galerien, sowie Flora- und
Früchtekarten u. Natur-Aufnahmen.
Prospekte stehen auf Wunsch gratis
zur Verfügung. Anfertigung von Druck-
sachen aller Art in Lichtdruck, Drei-
und Vierfarbendruck, Autotypie.
Kunstverlag Römmler & Jonas, G.m.b.H.
DRESDEN-A. 16.

In 4. Auflage 1906 erschienen:

Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrh. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.
Psychopathia Sexualis
von Dr. Eugen Dührer.

571 S. Eleg. hr. M. 10.—. Leinwbd. M. 11 50.
Ferner in 7. Auflage:

Geschichte der Lusteuche
im Altertum nebst ausführl. Untersuch.
üb. Venus- u. Phalluskult. Bordelle, Kosmos,
Tholeia, Päderastie u. and. geschichtl.
Ausschweifung. d. Alten. Von Dr. J. Rosen-
baum. 435 Seit. Eleg. hr. M. 6.—. Leinwbd.
M. 7 50. Prosp. u. Verzeichn. üb. Kultur- u.
sittengeschichtl. Werk. gr. frk. H. Barsdorf.
Berlin W. 30. Aschaffenburgstr. 161.

EIN MODERNES LIEBESBREVIER
ein Spiegel der modernen Frau sind zweifellos die

BRIEFE AN EINE SCHÖNE FRAU

3. Auflage / M. 2,— br. / M. 3,— geb. / M. 6,— in Leder

die soeben bei uns erschienen. Sie dürften in keinem
Boudoir und auch in keiner modernen Bibliothek fehlen

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W 15

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. litten wir
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Versteigerung einer sehr wert-
vollen Schloss-Bibliothek und
einer Autographen-Sammlung

vom 24. bis 29. Oktober d. J.

Die Schloss-Bibliothek enthält eine selten
umfangreiche Sammlung erster Ausgaben
deutscher Literatur des 18. u. 19. Jahrhunderts
und eine besonders schöne Goethe-Sammlung.
Die Kataloge beider Versteigerungen erscheinen
getrennt voneinander. Zusendung kostenlos.

MARTIN BRESLAUER, BERLIN,
Unter den Linden 18



FR

Subskriptionseinladung

Der schwarze Dekameron ::

Liebe, Witz u.
Heldentum in
:: Innerafrika ::

von

Leo Frobenius

Mit Photographien und Illustrationen

Preis: Geheftet M. 8,—. Eleg. geb. M. 10,50.
Liebhaber-Ausgabe, numeriert, M. 20,—.

Subskriptionspreis

bis 25. September 1910:

Geheftet M. 6,50. In Halbfranz M. 9,—.
Liebhaber-Ausg. M. 16,—.

■ Alles Nähere zeigt der dieser
Nummer beiliegende Prospekt. ■

Man subscribiert bei allen Buchhandlungen

Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin - Ch.
Hardenbergstr. 14.

Bäder u. Heilanstalten.

Hohenhonnef a. Rh.**Sanatorium für Lungenkranke.**

Früchtige Lage im Siebenbirge. Mildes Klima. Vollkommenste Kursanrichtungen. Bewährtes Heilverfahren. Leitender Arzt Prof. Dr. Meissen. Illustrierte Prospekte durch die Direktion.

Dr. Möller's
Sanatorium
in Dresden-
Loschwitz

**Diätet. Kuren
nach Schroth**

Herrliche Lage
Mildes Heilclima
Lohnen Kurort
Prospect frei

**Sanatorium Buchheide
Finkenwalde b. Stettin**

für Nervenkrankte, speziell **Entziehungskuren**: Morphium, Alkohol, Cocain etc.
Leit. Arzt Dr. Colla.

Schockethal bei
Cassel

Physikal.-diät. Heilanst. m. modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzick. gesch. Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schwanitz 12.

Alkoholentwöhnung

zwangslose Kuranstalt Rittergut Nimsch bei Sagan, Schlesien. Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

**Gesundborn
Harzburg**

Gr. Luftparks, Ia diätet. Verpflegung. Gelernte Schwester im Hause. — Preis von M. 6.— an. — Ill. Prospekt bitte zu verlangen.
G. Hancke.

Wald-Sanatorium Zehlendorf-West

Physikalisch-diätetische Heilmethode
Das ganze Jahr geöffnet

Dirig. Aerzte: Dr. K. Schulze, früher: Schwarzeck. Dr. H. Hergens.

**Städtisches
Eisenmoorbad
Schmiedeberg
Bez. Halle**

für Gicht, Rheuma-
tismus, Frauen- u.
Nervenleiden.
Prospekte durch
den Magistrat.

Heiligendamm Aeltestes u. schönstes
:: Ostseebad ::

Einziges, von allen Kur- und anderen Taxen befreites Weltbad.

Seit 1. Mai d. J. im Besitz des Schriftstellers Walter John-Marlitt, Berlin.

Herrlicher Buchenwald bis an den Strand. Grosses Kurhaus, Grand Hotel sowie 11 einzelne herrschaftliche Villen am Strande, alles eigener Besitz, und viele andere Wohngelegenheiten für alle Ansprüche. Zahlreiche Zerstreuungen für Badegäste bei ruhigem, vornehmem Charakter des Bades. Pferde-Rennen, Lawn-Tennis-Turniere, Büchsen-, Pistolen- und Tontaubenschiessen. **Vorzügliche Küche.** Der neue Besitzer hat mannigfache Verbesserungen und Verschönerungen des Bades in Angriff genommen. Prospekt und alle Auskunft durch die **Badewerwaltung.**

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

BINZ! Ostseebad auf Rügen

„Das nordische Sorrent“. 21000 Badegäste.

— — — Neues Kurhaus. — — —

3 gr. Seebadeanstalten. Warmbad.

Prinz Heinrich-Landungsbrücke (600 m lang)

Illustr. Prospekt durch

:: den Badedirektor ::

Sport und Vergnügungen aller Art.



Stammhaus: Franz Hartmann
Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz- verwertung

Amt VI, 6095

Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

WELT-DETEKTIV

Leipziger Strasse 107 C1.
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Verfaueuissachen.

Heirats-Auskünfte *Über Vorlieb, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Platz. d. Erde.*

DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKÜNFT
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.



Villenkolonie Scharmützelsee - Nord in Saarow bei Fürstenwalde a. d. Spree.

1 Stunde Bahnfahrt von Berlin im Vorortverkehr. Von Fürstenwalde zur Kolonie täglich 5maliger Automobil-Omnibus-Verkehr. Schönster Luftkurort in der Umgebung Berlins, am grössten See der Mark und am Fusse der Rauener Berge herrlich gelegen. Logierhäuser, Pensionate und Restaurants mit und ohne Verpflegung bei mässigen Preisen. Villen und Terrains daselbst an befestigten Strassen mit Wasserleitung sehr preiswert verküuflich. Gelegenheit zur Ausübung des vielseitigsten Sports, wie: Rudern, Segeln, Schwimmen, Tennis, Reiten, Tontaubenschossen etc.

Prospekte und Auskunft bei der

Auskunftsstelle für die Villenkolonie Scharmützelsee-Nord

Post Saarow i. d. Mark. Telephon: Fürstenwalde 102 und

in Berlin W. 8. Behrenstr. 14-16. Bureau der Landbank. Teleph. Amt I. 2326 u. 9410.

Vermisst

wird niemals der Erfolg beim täglichen Gebrauch von
Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

mit Schutzmarke „Steckenpferd“ von Bergmann & Co., Radebrul, denn sie ist die beste Seife gegen alle Arten Hautunreinigkeiten und Hautauschläge, wie Mitesser, Finnen, Flechten, rote Flecke, Pusteln, Blüthen, sowie gegen Kopfschuppen und Haarausfall.
à Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

D. R. P. 217 378
Welt-Neuheit!



Die Jagd war einst gerinnisch,
Romantisch wirkt sie heut;
Denn unter vielen Jägern
Gibt's sonderbare Leut'!

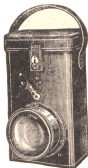
Mit den modernsten Waffen
Geht's gleich dem Wild zu Leib;
Ist erst die „Jagdschiesschule“
Schafft Weidgerechtigkeit!!!

Prospekt gegen 20 4 Porto.
Waldkautz, Hamburg 31.



Geld verborgt Privatier an reelle
Leute, 6%, Batearrückzahlung
3 Jahre, Kramer, Postlag. Berlin 47.

„Ferabin“-Handlampen
mit Trockenbatterien



D. R. P.
und D. R. G. M.
Handlampe I

57

Handlampe II
17

Brennstunden
ununterbrochen

H. Prüfungsschein
des Phys. Staats-
laboratoriums in
Hamburg.

Referenzliste frko. 1

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

Hamburg 36, Neuerwall 36.

Gold. Medaille: Intern. Luftschiffahrt- Aus-
stellung Frankfurt a. M. 1909.



Auf Teilzahlung
Präzisions - Uhren
u. Brillantschmuck

Brillantringe unter Angabe des
Gewichts in Karat; bei Herren-
uhren unter Angabe des Gold-
gewichts der Gehäuse. Streng
reelle Bezugsquelle. Katalog
mit 4000 Abbild. grat. u. fr.
Jonass & Co. G. m. b. H.
BERLIN SW. 108
Belle-Alliancestr. 7

Stotterer erhalten schnell und
sicher eine vollkomm.
natürliche Sprache in
Prot. kud. Dehnardts Sprachheilanstalt
Elsensch. Prospekte n. d. seit 40 Jahren
ausgebübt und wissenschaftl. anerkannte,
mehrfach staatl. ausgezeichnete Heilver-
fahren gratis. Leit. Arzt: Dr. med. Höpfer.

Ehe-schliessungen **England**
rechtsgiltig, im
Prosp. fr.; verschl. 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Zeitungsausschnitte
aus der in- u. ausländischen Presse über
jeden beliebigen Gegenstand in reichhal-
tiger und guter Auswahl liefert
Prospekte **Berliner Literarisches Bureau**
kostenlos. Berlin, Wilhelmstr. 127.

Aufklärung!!

Bedeutende Professoren
und Ärzte empfehlen u.
verwenden im eigenen
Gebrauch unsere paten-
tierte hygienische Er-
findung. Eheleute er-
halten gratis Prospekt
durch Chemische Fabrik
„Nassovia“ Wiesbaden 36
Als Drucksache gratis.

MORPHIUM HEROIN etc. Entwöhnung
mildester Art abolut zwang-
los. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.
Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinhilck, Godesberg a. Rh.
Vornehm. Sanatorium für Entwöhn-
Kuren, Nervöse u. Schlaflose. Pro-
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.

ALKOHOL

Dr. Ernst Sandow's

künstliches

EMSER SALZ

Bei Erkältung altbewährt. Man achte auf meine **Firma!** Nach-
ahmungen meiner Salze sind oft minderwertig und um nichts billiger.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

— Düsseldorf, Bahnstrasse 43. —

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

— Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst. —



Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbegem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbefinden
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen.
Vorrügl. Halt im Rücken. Nasari, Geradenhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft
kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 303.

Zweiggeschäft: **Berlin W. 56,** Jägerstr. 27. Fernsprecher Amt I, Nr. 2497.

Zweiggeschäft: **Frankfurt a. Main,** Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernsprecher Nr. 9154.

Der nächste **Rennbahn Grunewald** findet nicht, wie in un-
Rennntag auf der serer Voranzeige irr-
tümlich vermerkt, erst am 11., sondern bereits am 7. September statt. Ausgesetzt sind
für diesen Tag folgende Preise: 1. Lilienhof-Rennen (5000 M.). 2. Preis von Marchbau
(3000 M.). Jagd-Rennen. 3. Preis von Hockstadt (10000 M.). 4. Fortuna-Preis
(10000 M.). Jagd-Rennen. 5. September-Handicap (5000 M.). 6. Preis von Ferhitz
(3000 M.). Jagd-Rennen. 7. Wallburg-Rennen (6200 M.).

In **Hoppegarten** werden am Sonntag, den 3., und Montag, den 4. Sep-
tember folgende Rennen ausgetragen: Sonntag:
1. Ermunterungs-Rennen der Stuten (3800 M.). 2. Rennard-Rennen (2800 M.).
3. VL Klassen-Ersatz-Preis (2800 M.). 4. Omnium (13000 M.). Handicap. 5. Ostara-
Rennen (3800 M.). 6. Wahlstatt-Handicap (5000 M.). 7. Niklot-Rennen (3000 M.). Mont-
tag: 1. Ermunterungs-Rennen der Hengste (3800 M.). 2. Stuten-Biennial 1909/10 (13000 M.).
3. Lockvogel-Rennen (300 M.). 4. 7. Klassen-Ersatz-Preis (13000 M.). 5. Stuten-
Biennial von 1910/11 (13000 M.). 6. Versuchs-Handicap (2800 M.). 7. Berühmungs-
Rennen (3800 M.).

**Selbstlade-Pistole
-PATENT-**

Kal. 6,35. Neuestes Mod.
Gew. 350 Gr. Für 6 Orig.-
Browning-Patronen. —
Vereinigt alle Vorzüge der
z. Zt. bekannten Systeme.
Preis 45 Mk. Lieferung erfolgt
ohne Anzahlung

lediglich gegen Monatsraten von
Solventen Reflek-
tantan auf Wunsch **3 M.**
5 Tage z. Probe

Wir bitten, Ansichtssendung zu verlangen.

BIAL & FREUND in Breslau 157 R

Unter gleichen Bedingungen liefern wir Jagd- und Luxuswaffen
aller Art, Doppelflinten, Drillinge, Scheibenbüchsen, Teeshings
usw. Reichillustrierter Katalog auf Verlangen gratis und frei.



*Die Torte
Thüringens*

Schwarzburg

Hotel Weisser Hirsch

*Schönstgelegenes vornehmes
Familienhaus*

Dr. Rosell **Ballenstedt-Harz
Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuartigem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen
höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte. Heilmethoden in

Herzliche Eage.	100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.	Herzliches Klima.
--------------------	--	----------------------

Die besten photogr. Apparate,
Reisezeuge, auch Uhren u. Goldes.
Lieferung gegen kleine monatliche

Teilzahlungen

Jonass & Co., Berlin SW. 100

Helle-Allianzstr. 3 — Geogr. 1882.

Jährl. Versand über 2000 Uhren,
Hunderttaus. Kunden. Viele
tausend Anerkenn. Katalog
in über 600 Abbildung.
gratis u. franko

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arzt gr. Cas
v. M. 2.— ab. — Ganzes Jahr besucht.

**„Sanatorium
Zackental“**

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27
Bahnhöfe: Warmbrunn-Schreibershan
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhöfe)

Für Erholungsuch, Wintersport. Nach
allen Errungenschaften d. Neuzeit ein-
gerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,
nadelholzreiche Höhenlage.
Spezialität: Behandlung von

Arteriosclerosis

und deren Folgen, wie Herz- und
Nierenkrankungen nach neuester,
klinisch erprobter Methode.
Näheres die Administration in
Berlin SW., Mückernstrasse 118.

**Inseraten-
Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung
Alfred Welner
Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —**

Edle Qualität
Bekömmlichkeit
Prima Handarbeit
 sind
drei Eigenschaften
 der
Salem Aleikum Cigarette

Fabrik-
 Ansicht



Echt mit Firma
 auf jeder Cigarette:

Orient. Tab.- & Cigart.-Fabr.
Yenidze
Inhaber Hugo Zietz, Dresden.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst
 gesund gelegen. — Bereitet für alle
 Schulklassen, das Einjährigen-,
 Primaner-, Abiturienten-Examen
 vor. — Kleine Klassen. Gründ-
 licher, individueller, eklektischer
 Unterricht. Darum schnelles Er-
 reichen des Zieles. — Strenge Auf-
 sicht. — Gute Pension. — Körper-
 pflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.